

Biblioteka
U. M. K.
Toruń

013798
1918/6

Bibliothek
der
Unter-
haltung
und des
Wissens

Jahrgang
1918
Band 6

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens



Beinkorrektionsapparat

Segensreiche Erfindung
Kein Fortschapparat, keine Belastungen.

Unser wissenschaftlich feinsinnig konstruierter Apparat heilt nicht nur bei jüngeren, sondern auch bei **Älteren** Personen unschön geformte (O- u. X-) Beine ohne Zeitverlust noch Berufsstörung bei nachweislichem Erfolg. **Aerztlich im Gebrauch.** Der Apparat wird in Zeiten der Ruhe (meist vor d. Schlafengehen) **eigenhändig** angelegt u. wirkt auf die Knochensubstanz u. Knochenzellen, so daß die Beine nach u. nach **normal** gestaltet werden. Bequem im Felde zu benützen, da sehr leicht im Gewicht (1 1/2-2 kg) u. in einigen Augenblicken an- u. abgelagt werden kann. Verlang. Sie g. Einsend. von 1 M. oder in Briefm. (Betrag wird bei Bestellung gutgeschr.) unsere wissenschaftl. (anatom.-physiol.) Broschüre, die Sie überzeugt, Beinefehler zu **heilen**.
Wissenschaftl. orthopäd. Versand „Ossale“

A. Hildner, Chemnitz 14, Zschopauerstr. 7.

Damenbarl

und lästiger Haarwuchs kann einzig und allein nur durch Anwendung der neuen amerikanischen Methode, ärztlich empfohlen, radikal u. für immer beseitigt werden. Deutsches Reichspatent Nr. 196 617. Prämiert Goldene Medaille Paris, Antwerpen. **Sofortiger Erfolg** durch Selbstanwendung. **Unschädlichkeit** wird garantiert, sonst Geld zurück. Preis M. 5.— gegen Nachnahme. Nur echt durch den alleinigen Patentinhaber und Fabrikanten **H. Wagner, Köln 76, Blumenthalstr. 99.**

Reines Gesicht



rosige Frische verleiht rasch u. sicher „Krem-Halfa“. Unübertroff. geg. Sommersprossen, Mitesser, Pickel, Rote, Rauheit und alle Hautunreinigkeiten. Tausendfach erprobt! Sich. Wirkung! Preis M. 2.50.

H. Wagner, Köln 76, Blumenthalstr. 99.

Malen u. Zeichnen

erlernt man ohne Aufgabe des Berufs, ohne Wechsel des Aufenthalts und ohne Einschränkung der sonstigen Pflichten nach unserem neuartigen, erfolgreichen und glänzend begutachteten Lehrsystem. **Trotzdem persönlich ein Lehrer oder Künstler nicht in Anspruch genommen werden braucht, unterliegen die anzusehenden Studienarbeiten, die im eigenen Heim während der freien Zeit erledigt werden können, dennoch einer ständigen Korrektur durch Künstler.** Nach erfolgtem Studium bestehen gute Aussichten auf gewinnbringende Beschäftigung. **Verlangen Sie kostenlos ausführlichen illustrierten Prospekt.**
Mal- und Zeichen-Unterricht G. m. b. H., Berlin W 9, Abt. Z. 149, Lintstraße 12.

Über 300000 im Gebrauche Haarfärbekamm



(ges. gesch. Marke „Hoffera“) färbt graues oder rotes Haar echt blond, braun od. schwarz.



Völlig unschädlich. Jahrelang brauchbar. Diskrete Zusend. i. Brief. St. M. 3.—.

Rud. Hoffers, Kosmetisch. Laboratorium Berlin 75, Köpenickerstr. 2.

Fortmitdem

Beinverkürzung unsichtbar. Gang elastisch und leicht. Jeder Ladenstiefel verwendbar.

Grat-Brosch. senden: **Extension, G. m. b. H.,**

Frankfurt a. M., Eschersheim No. 221.



Wassersucht.

(Nachdruck verboten.)



Groß ist die Zahl dieser Leidenden. Viele von ihnen haben schon jede Hoffnung aufgegeben, weil alle Kuren vergeblich waren. Da kommt als neuer Hoffnungstern das soeben in 11. Auflage erschienene Buch, betitelt: „Pfarrer Heumann, Die neue Heilmethode“. Mit trefflichen Worten wird darin manches Vorurteil bekämpft, sodann das Wesen dieser Leiden, sowie die Entstehungsurachen beleuchtet und sehr überzeugend zum Ausdruck gebracht, wie oft in den hartnäckigsten Fällen mit ganz einfachen Mitteln geholfen werden kann. Dieses 200 Seiten starke, reich illustrierte Buch wird an jedermann umsonst versandt, der an folgende Adresse darum schreibt: Ludwig Heumann & Co., Abt. G 241, Nürnberg 2, Brieffach 109.

Der Ruf des Herrn Pfarrer Heumann in Elbersroth i. Bay. ist schon weit über Deutschlands Grenzen gedrungen. Die weitberühmten Salben gegen offene Füße und Flechten gaben zuerst Kunde von seiner segensreichen Tätigkeit. Mit dem ihm eigenen Scharfblick erkannte er aber bald, daß die Naturwissenschaft auch für viele andere Krankheiten heilsame Mittel bietet. So war es ihm beschieden, auch recht wirksame Mittel zusammenzustellen gegen Gicht und Rheumatismus, Lungen-, Nerven-, Magen-, Darm-, Hämorrhoidal-, Blasen- und Nierenleiden, Zuckerkrankheit, Asthma, Gallen- und Leberleiden, Blutarmut, Bleichsucht, Arterienverkalkung (Schlaganfall), Erkältungskrankheiten, offene Füße, Flechten, Krätze und viele andere Krankheiten. In dem Gratisbuch sind auch diese Krankheiten ausführlich beschrieben. Es ist für viele Tausende ein wertvoller Ratgeber geworden. Über 10 000 unaufgefordert eingelaufene Dankschreiben bezeugen den einzig dastehenden Erfolg eines rastlosen Menschenfreundes, welcher es sich zur Lebensaufgabe gemacht hat, der leidenden Menschheit zu helfen.

o
e
=
3
=
δ
π
=
3
π
=
=
l
e
π
π
=
l
l
y
y
y
y
=
e
e
e
=
=
j
t



Zu der Erzählung „Der Hauch des Schiwa“
von Hanns Wobbold. (S. 51)
Originalzeichnung von A. Koloff.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Originalbeiträgen
von hervorragenden Schrift-
stellern und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen

Jahrgang

* 1918 * ✓

Sechster
Band



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart · Berlin · Leipzig · Wien

A. g. XIII.

013798



4/

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Der Hauch des Schiwa Von Hanns Wohlbold. Mit Bildern von A. Koloff	5
Die schöne Polin Roman von Horst Bodemer (Fortsetzung und Schluß)	54
Veit Billerbecks Erben Roman aus der Franzosenzeit in Graz. Von Anna Wittula	81
Bilder aus dem Orient Von Graf v. Katschuro. Mit 8 Bildern . . .	107
Detlev Lorenzens Weihnachtsüberraschung Novelle von Anna Gade	132
Jonathan Swift Von Justus Preu. Mit einem Bildnis . . .	142
Brandenburg-Preußen an der Westküste Afrikas Von Rolf Schönau. Mit 8 Bildern	160
Mag v. Schenkendorf. Zum hundertsten Todes- tage Von Henning Goeden. Mit 2 Bildern . . .	175
Olivenernte Eine Erinnerung von Frank v. Kleist	182
Ein Christmärchen Von Fritz Schre	186
Der Weltkrieg. Dreiundvierzigstes Kapitel Mit 7 Bildern	196

Mannigfaltiges

Seite

Der Luftdruck in der Umgebung fliegender Geschosse	211
Ein peinliches Bekenntnis	212
„Bayrischer Knödelfresser“	213
Unfreiwillige Charakteristik	214
Ein französischer Husarenstreich gegen die holländische Flotte. Mit Bild	214
Mord und Lotschlag nach Regeln	217
Ein Gedenktag der deutschen Stenographie	218
Siegeslorbeeren auf Vorschuß. Mit Bild	219
England gegen Frankreich	221
Weihnachten in alter Zeit	221
Die ältesten gedruckten Neujahrswünsche. Mit 2 Bildern	222



Der Hauch des Schiwa

Von Hanns Wohlbold

Mit Bildern von A. Rosoff

Professor Forrers Laune wurde mit jedem Tag schlechter. Auch heute stand die Sonne schon wieder tief am Himmel, und mit ihr schwand, wie so oft in der letzten Zeit, der Glaube an die Erfüllung seiner Hoffnungen dahin; er war seinem Ziel wieder um keinen Schritt näher gekommen. Zwei Monate aufregenden, unermüdlischen Suchens lagen hinter ihm, in denen er, jede Stunde nützend, die Umgebung von Haidarabad emsig und sorgfältig durchforschte. Der Nisam, der als freigefinnter Mann an den Forschungen des Gelehrten lebhaften Anteil nahm, gewährte ihm immer wieder jede nur irgend mögliche erleichternde Hilfe zu seinen Untersuchungen. Leider brachte auch das nicht den geringsten Erfolg. Allerdings wußte der Fürst nicht genau, wonach Forrer eigentlich suchte, denn der Gelehrte hielt es aus bestimmten Gründen für geboten, seinem Gönner nur allgemein gehaltene Erklärungen zu geben. So erfuhr er nicht mehr, als daß es sich um die Feststellung des Alters gewisser Bauwerke handle. Und es bedurfte bisher keiner weiteren Worte, um den Zugang zu sonst schwer zugänglichen oder ganz verschlossenen Stätten zu finden. Für den Augenblick standen die Mühen in keinem Verhältnis zu den Ergebnissen. Was Forrer zu entdecken wünschte, ohne darüber offen zu reden, war ihm bisher völlig mißlungen.

Trotzdem in der Stadt Haidarabad für ihn nicht viel zu hoffen war, schlenderte er immer wieder durch die breiten, geraden Straßen, die schneeweiß vom Staub waren, so weiß wie die Häuser, über denen die goldglänzenden Kuppeln der Minarette in den stahlblauen

Himmel ragten. Um seinen Verdruß zu übertäuben, trieb er sich zwischen den Buden der Basare umher, wo zwischen schwül duftenden Bergen von Jasmin und Rosenblüten alle Wunder Indiens zum Verkauf lagen, glitzernde Waffen und Turbane, goldbestickte Gewänder und buntprächige Seidenteppiche, Schmucksachen und gleich edlen Steinen schillernde Gefäße. Alles das beachtete er kaum; nicht schauend, sondern lauschend ging er durch das Volk, das sich bei den grün, blau und golden bemalten, von zackigen Spitzbogen überwölbten Verkaufsstellen drängte. Er hoffte irgendwo ein Wort zu erlauschen, das ihm eine Spur verraten konnte. Von einem solchen Gang war er, wie so oft in letzter Zeit, niedergedrückt heimgekehrt.

Und dann trieb es ihn am nächsten Tage wieder an, das weite, ausgestorbene Ruinenfeld der Diamantenstadt Golkonda zu durchstreifen, jener alten Feste, in der die Herrscher von Haidarabad ihre Schätze verwahren und deren ungeheure, mit Dolchen bewehrte Tore ihm die wachhabenden Soldaten willig öffneten. Er streifte um die Gräber der alten Könige von Golkonda, die mit ihren Kieswegen zwischen einem Meer von Rosen und Zypressen wie eine blühende Dase inmitten des Schweigens lagen, und die Hoffnung erfüllte ihn von neuem, das Rätsel doch noch zu lösen, dessen geheimnisvolle Dunkelheiten ihn peinigten. Er streifte auch in die Ferne — nordwärts nach Sikandaraabad, und südwärts kam er bis Nalgonda, er drang in die Berge empor, in denen der Musi entspringt, an dem Haidarabad liegt, und durchforschte die Höhen und Schluchten um Tandur. Aber nichts von allem brachte ihn der Lösung auch nur um einen Schritt näher.

Auch heute, als seine Tochter ihm mit einem fragen-

den Blick in den hellen, blauen Augen entgegentrat, wehrte er mit einer müden Handbewegung verdrießlich ab. Mit entsetzungsvollem Ton erwiderte er auf ihre teilnehmende Frage: „Es scheint alles vergeblich zu sein.“

„Und doch willst du den Gedanken nicht aufgeben?“

„Nein! Und wenn ich hier auch meinen letzten Tag erleben sollte, werde ich mich weiterbemühen,“ erwiderte Forrer mit zäher Beharrlichkeit.

Die Tochter schwieg. Sie kannte ihren Vater zu gut, um ihn nicht durch weitere Worte in noch düsterere Laune zu bringen. Seine Entschlossenheit war durch nichts zu beirren; wenn die gedrückte Stimmung vorüber war, verfolgte er seine Pläne nur um so entschiedener.

Kiladar, der indische Diener, ging geräuschlos durch das an einer Seite offene Zimmer, vor dessen Fenster sich Blumen in üppiger Fülle rankten. Mara Forrer schwieg, bis der Inder auf der Veranda, wo er unter dem Säulendach den Tisch für die Abendmahlzeit hergerichtete, verschwunden war, dann sagte sie: „Vielleicht ist alles nichts weiter als ein grundloses Gerede im Volk; auch Doktor Winter meint —“

„Ach was,“ unterbrach der Vater sie ungeduldig, „Doktor Winter würde gut tun, seine Ansichten für sich zu behalten. Er glaubt stets, widersprechen zu müssen, auch wenn es sich um Dinge handelt, über die erfahrenere Leute anderer Meinung als er sind. In seinem Alter —“

„Ich bitte dich,“ fiel sie ihm ins Wort, „Doktor Winter meint es nicht böse, er will dein Ansehen in wissenschaftlichen Fragen gewiß nicht angreifen —“

„Gewiß will er das,“ sagte der Professor hitzig, „und ich werde es bald gewöhnt sein, daß du für ihn eintrittst.“

Scharf sah er das Mädchen an, und sie fühlte, daß sie unter seinem Blick errötete. Jedesmal, wenn das Gespräch auf Doktor Winter kam, der in der Nachbarschaft wohnte, fielen ähnliche Worte. Professor Zorrer wäre dem jungen Sprachforscher, der eine Zierde seiner Wissenschaft zu werden versprach, günstiger gesinnt gewesen, wenn er sich weniger offen um seine Tochter bemühte. Aber das hätte er ihm schließlich noch verziehen, wäre er nicht so unbedacht gewesen, Professor Zorrers Untersuchungsergebnisse über den wahren Verfasser der dem König Eriharsha Siladitja zugeschriebenen Dramen anzugreifen. Seitdem machte ihn schon die Erwähnung seines Namens mißgestimmt. Umsonst versuchte seine Tochter zu vermitteln. Der Ton des Verkehrs blieb äußerlich kühl. Aus der einen unvollendeten Bemerkung seiner Tochter fühlte der Gelehrte, daß der junge Mann auch in der Frage, die sein ganzes Denken ausfüllte, anderer Meinung war. Eben wollte er offen darüber sprechen, als ein Besuch erschien.

Groß, hager und strohblond, den sonst etwas hochmütigen Ausdruck des glattrasierten Gesichtes zu einem liebenswürdigen Lächeln verzogen, trat er dicht hinter dem Diener, der ihn gemeldet, über die Schwelle.

Klara Zorrer erwiderte seine Verbeugung nur mit einem leichten Nicken; der Professor streckte ihm beide Hände entgegen: „Ich habe Sir Lawney zum Abendessen eingeladen,“ erklärte er seiner Tochter.

Einen Augenblick war es, als wolle sich auf der Stirne des jungen Mädchens eine Falte zeigen, dann aber lachte sie fröhlich: „So werden wir also unser vier sein.“

„Bier?“

„Ja! Ich habe Doktor Winter gebeten zu kommen,“

sagte sie und sah Sir Mordaunt Lawney übermütig an. „Wie du siehst, lieber Vater, ist er nicht weniger pünktlich als Sir Lawney.“

Der junge deutsche Gelehrte kam in diesem Augenblick durch den Garten, und Klara Forrer winkte ihm vom Fenster aus zu. Ihr Vater verbarg seine Überraschung und begrüßte den Gast. Mordaunt Lawney suchte unter frostiger Höflichkeit seinen Ärger über das Erscheinen Winters nur mit Mühe zu verbergen. Es war ihm nicht entgangen, daß Klara Forrer den jungen Landsmann mehr als ihn beachtete. Er tröstete sich damit, daß wenigstens der Vater ihm den Vorzug gab, denn Forrer behandelte ihn geradezu mit Auszeichnung, und er bezweifelte nicht, daß er dem Gelehrten als Schwiegersohn jederzeit willkommen gewesen wäre.

Als sie kurz darauf alle beim Mahle saßen, bildeten sich unabsichtlich zwei Gruppen. Doktor Winter unterhielt sich fast ausschließlich mit Klara Forrer, indes sich ihr Vater dem Engländer zuwandte und ihm gleich am Anfang erklärte, daß er ihn heute zu Tisch gebeten habe, um einige ihm sehr am Herzen liegende Gedanken mit ihm zu besprechen; ja er sagte geradezu, daß er ihn um Rat bitten wolle. Der Blick, den er dabei Doktor Winter zuwarf, ließ den Gelehrten sofort erraten, um was es sich handelte.

Man saß unter dem vorspringenden Dach der Veranda in einem wogenden Blütenmeer, in einem starken und süßen Duft, der sich fast betäubend auf die Sinne legte. Um die nur wenig über den Boden erhöhte Veranda ragten überall Rosenbüsche auf; an den Säulen, die das Dach trugen, rankte dichtes Blattwerk empor, aus dem weiße und violette Blumen blühten, und draußen auf dem wohlgepflegten Gras-

platz erhoben sich die kahlen Stämme der Palmen, deren Wipfel vor dem tiefblauen Himmel standen.

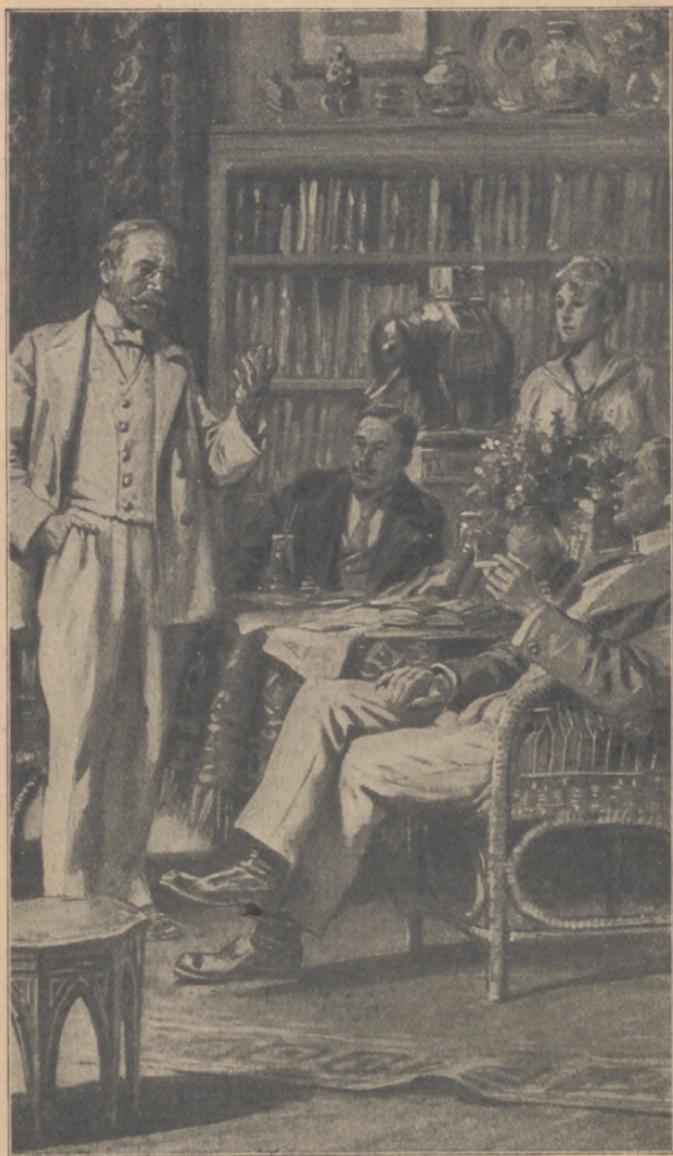
Schnell brach die Dunkelheit herein. Professor Forrer bat nach beendigtem Mahl die Gäste in seinen Arbeitsraum, und bald saßen sie vor dem mit alten Handschriften, Büchern, Plänen und indischen Altertümern bedeckten Tisch. Forrer schlug eines der Bücher auf und wandte sich an den Engländer: „Ich möchte Sie als einen ausgezeichneten Kenner Indiens und besonders der hiesigen Gegend um Ihre Ansicht fragen; haben Sie je etwas gehört vom ‚Hauch des Schiwa‘?“

Mordaunt Lawney besann sich einen Augenblick: „Was soll es damit für eine Bewandtnis haben?“

Forrer lächelte: „Das ist ja das Rätsel, das ich ergründen möchte. Herr Doktor Winter weiß bereits, worum es sich handelt. Außer meiner Tochter ist er der einzige, den ich bisher ins Vertrauen zog, wenn er auch meinen besonderen Gedanken darüber keine Bedeutung beilegt.“

„Ich möchte das nicht so verstanden wissen,“ wendete Winter ein, „es scheint mir jetzt mehr und mehr, daß diese Sage, oder wie man es nennen will, irgend einen auf Tatsachen beruhenden Grund hat.“

„Es freut mich, daß Sie Ihre Ansicht änderten, und Ihre Gründe dafür werde ich sehr gerne hören. Aber zunächst wollen wir Sir Lawney wissen lassen, um was es sich handelt. Hören Sie. In der mir zugänglichen Literatur vom ‚Hauch des Schiwa‘ fand ich die erste Erwähnung in einer indischen Handschrift, die anscheinend nicht älter als ein Jahrhundert ist. In diesem Werke wird die Lebensgeschichte eines Mohammedaners, des Gelehrten Ibn Said el Tokrani, erzählt, der sich mit der Erforschung der Vergangenheit von Haidarabad



beschäftigte und mehrere Abhandlungen darüber verfaßte. Ibn Saïd el Tokranis Lebenslauf ist darin beschrieben, und am Schlusse heißt es: ‚Am 23. Moharrem des Jahres der Hedschra 1228 starb er, getödtet durch den Hauch des Schiwa.‘ Weiter fand ich in dem Buch eines englischen Schriftstellers über Indien aus dem Jahre 1823, das den Titel trägt: ‚Travels in India and Ceylon‘, eine kurze Angabe über einen Reisenden, der die Halbinsel von Madras über Haidarabad nach Bombay durchqueren wollte, und von dem gesagt wird, daß er auf dem Weg von Haidarabad nach Tandur umkam. Nach Berichten der Eingeborenen, schreibt der Verfasser, ein gewisser N. Longman, starb er, berührt vom Hauch des Schiwa. Longman, der wohl nicht wußte, was er daraus machen sollte, setzte hinter diese Stelle ein Fragezeichen. Aber ich fand noch etwas, das in diesen Kreis zu gehören scheint. Zwei Botaniker hielten sich im Jahre 1848 zur Erforschung der indischen Pflanzenwelt in Haidarabad auf. Die Witwe des einen dieser Gelehrten erzählt in der Vorrede des nach dem Tode ihres Mannes gedruckten Buches, daß ihr sein Manuskript durch einen seiner indischen Freunde aus Haidarabad zugegangen sei, der ihr den Tod ihres Gatten meldete und zugleich schrieb, die beiden Forscher seien vom ‚Hauch des Schiwa‘ getödtet worden. Es sei ihr nicht gelungen, zu erfahren, was damit gemeint sei. Diese Dame führt an einer Stelle die Hindostani- bezeichnung ‚Schiwa ka sans‘ an.

Alle diese Stellen waren mir ursprünglich nur sprachgeschichtlich bedeutsam. Ich besuchte Haidarabad ohne bestimmtes Ziel, ich wollte mich nach Altertümern und Inschriften umsehen und gedachte nur nebenher festzustellen, was unter dem Hauch des Schiwa zu ver-

siehen sei. Ich glaubte, es handle sich um einen lokalen Ausdruck, und meinte, die Leute würden hier irgend eine Krankheit so benennen, so wie man bei uns im Mittelalter die Pest den ‚schwarzen Tod‘ nannte. In den ersten Tagen meines Aufenthaltes fragte ich einen eingeborenen Buddhisten, der sehr erstaunt schien, daß ich dieses Wort kannte. Er benahm sich so — ich sage das ausdrücklich —, als könne er mir nichts sagen. Das machte mich neugierig, und ich versuchte anderwärts mein Glück. Der Erfolg war sehr verschieden. Verlegenes Lächeln, Achselzucken und offensichtliche Überraschung, die nur wirklicher Unwissenheit entspringt, bekam ich zu sehen. Ich ward bald des Glaubens, daß es Leute gibt — allerdings nur wenige —, die irgend etwas wissen. Die meisten hatten offenbar noch niemals auch nur die Worte gehört. Ein Volksausdruck, wie ich ursprünglich annahm, kann es also keinesfalls sein. Seit Monden bin ich überzeugt, daß irgend ein Geheimnis damit verbunden sein muß, ein Geheimnis, das zweifellos religiöser Art ist. Der Name Schiwa deutet darauf hin, und auch die Scheu einzelner, die mir nicht ohne Kennntnis schienen, aber nicht darüber zu sprechen wagten, bestätigte mir meine anfänglichen Vermutungen. Zuletzt fragte ich niemand mehr unmittelbar; ich suchte nach Andeutungen in Gesprächen, die Eingeborene unter sich führten, und bat auch einige der wenigen unterrichteten Europäer, mich in meinen Nachforschungen zu unterstützen. Das Ergebnis dieser Versuche war nicht ermutigend. Ich wurde nicht ernst genommen. Man hörte mir wohl höflich zu, aber dann bekam ich zu hören, das es sich um nichts weiter als irgend einen Aberglauben handeln würde. Es sei hierzulande ja auch üblich, erkrankte Menschen für das Opfer böser

Geister zu erklären, wenn man die Ursache ihres Todes nicht kenne; so verhielte es sich wohl auch mit der Bezeichnung: Hauch des Schiwa. Wenn heute niemand mehr etwas darüber wisse, so sei das eben dafür ein Beweis, daß in Indien dieser Aberglaube, gleich so manchem anderen, vergessen worden sei. Mit Europäern sprach ich zuletzt gar nicht mehr darüber. Auch Ihnen gegenüber, Sir Lawney, schwieg ich, um nicht vielleicht auch in Ihren Augen als ein spleeniger Mann zu erscheinen; es wäre mir peinlich, wenn Sie mich ebenfalls falsch beurteilen würden, nachdem andere so oder ähnlich von mir zu denken scheinen . . .“

Professor Forrer sah bei diesen Worten Winter so unmißverständlich an, daß der junge Gelehrte ihn unterbrach: „Sie irren, Herr Professor, wenn Sie glauben, daß man Ihr ernstliches Bestreben, sich über eine gewiß sehr beachtenswerte Frage Klarheit zu verschaffen, als Spleen bezeichnet. Ich selbst habe mich damit beschäftigt und kann Ihnen etwas berichten, das geeignet sein dürfte, wenigstens als Spur verfolgt zu werden. Ich erfuhr, daß sich vor Jahrhunderten in der Nähe Haidarabads einmal eine sehr kostbare Statue Schiwas befand, die inzwischen verschwunden ist. Brahmanen sollen sie an einem unzugänglichen Ort versteckt haben, um sie vor den Mohammedanern in Sicherheit zu bringen.“

Forrer erwiderte nachdenklich: „Ich gebe zu, daß daran etwas ist; ja, mich beschäftigten selbst ähnliche Vermutungen. — Was ist Ihre Meinung, Sir Lawney?“

Der Engländer äußerte nur ein paar allgemeine, im wesentlichen beipflichtende Worte, die verbergen sollten, daß er im Grunde keine eigene Meinung besaß. Aber Forrer hörte den falschen Ton nicht und sagte zu Doktor Winter: „Diese Möglichkeit paßt sehr

gut zu manchem, was wir aus der Geschichte Indiens wissen oder, besser gesagt, nicht wissen. In der That wissen wir trotz aller Forschungen herzlich wenig. Die Brahmanen verbargen zahllose Kostbarkeiten und vor allem wertvolle Manuskripte an Stellen, die für niemand, der sich nicht ihr vollstes Vertrauen zu erwerben vermag, zugänglich sind. Schon aus diesem Grunde halte ich Ihre Vermutungen für richtig," nickte er Doktor Winter zu. „Und da Sie sich so viele Mühe gaben, um zu einer tatsächlichen Feststellung zu gelangen, will ich Sie dadurch zu belohnen suchen, daß ich Ihnen etwas verrate. Ein anderer, den ich ins Vertrauen gezogen, kam zu den gleichen Ergebnissen wie Sie. Wie es scheint, ist er der Lösung des Rätsels sehr nahe, und es kann sein, daß er in diesem Augenblick die Wahrheit kennt — es ist Dawud Ben Hulam."

„Er wäre allerdings der Mann dazu," sagte Doktor Winter in einem Ton, der ehrfurchtsvoll klang; er wandte sich an den Briten mit der Frage: „Kennen Sie ihn?"

Lawney nickte: „Dawud Ben Hulam ist ein Mohammedaner, der in Kairo studierte. Ein kleiner alter Herr mit langem grauem Bart. Sie halten ihn für besonders geeignet zur Lösung dieser Frage?"

„Mein Vater schätzt ihn als einen der bedeutendsten Gelehrten in Haidarabad," sagte Klara.

„Er hat Beziehungen, die zu erwerben ein Europäer sich vergeblich bemühen würde," ergänzte Forrer ihre Worte. „Er erzählte mir, daß er das Vertrauen einzelner Brahmanen in hohem Maße genießt."

„Gerade das stimmt mich bedenklich," bemerkte Doktor Winter.

„Weshalb?"

„Dawud Ben Hulam ist ein Mann von großer Ge-

lehrsamkeit, aber mir scheint, daß er die Brahmanen für besser hält, als sie sind."

Forrer lächelte: „Ich kann Sie leicht von Ihrem Mißtrauen bekehren, Herr Doktor, wenn ich Ihnen sage, daß mein Freund Dawud Ben Hulam, obwohl er Mohammedaner ist, von einem Brahmanen, den er wegen des ‚Schiwa ka sans‘ befragte, das gleiche erfuhr, was Sie selbst vermuteten. Auch er dachte an ein verborgenes Standbild Schiwas, ja, er wußte sogar mit ziemlicher Bestimmtheit, wo es zu finden sein könnte. Der Brahmane bestätigte ihm alles.“

„Wie heißt der Brahmane?“ fragte Winter.

„Ich weiß es nicht. Er benahm sich sehr geheimnisvoll, und ich gestehe, daß ich davon unangenehm berührt war, denn ich brachte ihn ja doch auf den Gedanken. Fast bedauere ich, ihn auf diese Spur geleitet zu haben.“

„Wie weit kam er mit seinen Forschungen?“ fragte Lawney.

„Auch darüber kann ich nichts sagen. Soviel er durchblicken ließ, machte ihm sein brahmanischer Freund Hoffnungen, daß man ihm alles sagen wolle. Vor vier Tagen verreise er, um das Letzte zu erfahren.“

„Sie wissen demnach nichts Genaueres von Dawud Ben Hulam, Herr Professor?“

„Leider nicht,“ bestätigte Forrer. „Aber das ist verständlich. Er wird sich hüten, seine Karten aufzudecken. Auch wird ihm sein Gewährsmann strenges Stillschweigen auferlegt haben. Ich verstehe nicht, Doktor, was Sie daran in Erstaunen setzt oder aufregt.“

Winter zuckte die Achseln. „Das alles gefällt mir nicht,“ sagte er nachdenklich. „Wann wird Dawud Ben Hulam von seiner Reise zurückkehren?“

„Ich erwartete ihn heute.“

In diesem Augenblick wurde an der Tür gepocht. Forrer erhob sich; enttäuscht sah er den indischen Diener Kiladar auf der Schwelle stehen, der ihm wortlos einen Brief überreichte. „Wer brachte das?“ fragte Forrer.

„Ein Inder.“

„Wo ist er?“

„Er ging wieder weg.“

Der Professor öffnete den Umschlag und las.

„Wer war der Mann, der diesen Brief brachte?“ forschte er und sah Kiladar, der noch auf der Schwelle stand, an. Der Inder hielt den Blick aus und sagte ruhig: „Ich weiß es nicht.“ Einen kurzen Augenblick sann Forrer nach. Es war totenstill in dem kleinen Raum, dann wandte er sich dem Inder zu: „Es ist gut.“

Der Diener neigte sich leicht, die Arme auf der Brust gekreuzt, und ging hinaus. Forrer reichte seiner Tochter das weiße Blatt, das in seiner Hand zitterte. Klara las laut: „Dawud Ben Hulam wird nicht wiederkommen. Er wurde getötet vom Hauch des Schirwa.“

Die Sonne stand hoch an dem stahlblauen indischen Himmel; die Erde atmete Blut. Wolkenlos wölbte sich die strahlende Kuppel über dem weiten, toten Ruinenfelde der Diamantenstadt Golkonda, die mit ihren trogigen Mauern und Zinnen, ihren Moscheen und Gewölben, ihren schroffen Felsen und verfallenen Palästen wie ein Symbol Indiens in einer fast jeder Vegetation baren, kahlen Wildnis liegt. Einst eine gewaltige Festung, ist sie heute die Schatzkammer des Nisam von Haidarabad; hohe Tore, die von messerscharfen Stahlklingen starren, verwehren Unbefugten den Eintritt in die toten Straßen, deren greller Staub die Augen blendet.



Winter war gemeinsam mit Alara Forrer nach Golkonda gewandert. Stundenlang gingen sie auf fast ausgestorbenen Wegen an verfallenen Toren und Ruinen von Häusern und Palästen vorüber. Vereinzelt tauchten hier und da schlanke, dunkle Gestalten auf, Frauen, die mit der Wartung des weiten Gräbergartens betraut waren, und wiederholt kreuzte ein alter Brahmane den Weg der jungen Leute, ein hochgewachsener, hagerer Greis, dem der schneeweiße Bart bis auf die Brust hing, und dessen tiefliegende, dunkle Augen von blauen, gemalten Ringen umgeben waren.

Professor Forrer hatte seiner Tochter die Einwilligung zu einem Spaziergang mit seinem jungen Kollegen gegeben, da er ihr eine Abwechslung gönnte. Vielleicht wäre der Gelehrte nicht so bereitwillig gewesen, hätte er geahnt, daß in den Ruinen von Golkonda eine Aussprache zwischen den jungen Leuten stattfinden würde, die nicht für seine Ohren bestimmt war. Denn die beiden waren übereingekommen, daß aus dem kleinen gemeinsamen Ausflug nach Golkonda eine große gemeinsame Reise durchs Leben werden sollte.

Drei Wochen waren seit dem Abend vergangen, an dem der Diener Kiladar den Unglücksbrief überreichte. Dawud Ben Hulam war nicht zurückgekehrt, und es kam weder eine Botschaft von ihm, noch gelang es trotz der eifrigsten Nachforschungen, irgend eine Spur von ihm zu finden.

Das schlimmste aber war nach Fräulein Forrers besorgten Worten, daß seit dem Verschwinden Dawud Ben Hulams auch ihr Vater unmittelbar in Gefahr schwebte. Hatte Professor Forrer seine Untersuchungen stets möglichst vorsichtig und im geheimen angestellt, so ließ Lawney alle Vorsicht außer acht. Der Engländer

war von brennendem Ehrgeiz beseelt, der sein ganzes Tun und Denken überschattete. Wenn er auch als Indienforscher schon einen Namen besaß, so stand doch eine große Entdeckung, die ihn mit einem Schlage berühmt machen konnte, noch immer vor ihm, und nach ihr strebte er. Jetzt schien sich ihm eine Möglichkeit zu bieten, die er sich nicht entgehen lassen wollte.

Die jungen Leute standen neben einem der weißen Gräbertürme, die aus der Ferne in schneeigem Glanz leuchten; in der Nähe erkannte man ihren Verfall. Zwanzig Schritte von dem Paar entfernt schritt der Brahmane, den sie schon wiederholt bemerkt hatten, zwischen Rosenbeeten dahin. Winter sah forschend nach dem Greis hinüber. Der Inder war unbekleidet bis auf ein Tuch, das ihm wie ein Frauenrock von den Hüften hing; eine dünne Schnur, das Abzeichen seiner Kaste, das der Priester von der Kindheit bis zum Tod nicht entfernen darf, umspannte seine hagere Brust, auf der Stirne trug er das Zeichen Schiwas, eine rote Scheibe mit drei weißen Strichen, das sich die Anbeter dieses Gottes jeden Tag neu auf die Haut malen.

„Was ist dir?“ fragte Klara.

Er antwortete ernst: „Vielleicht stehen wir nahe vor der Lösung des Rätsels, vielleicht auch vor neuen, ungeahnten Schwierigkeiten. Sooft ich diesen Schiwapriester bisher hier sah, fand ich Dawud Ben Hulam in seiner Gesellschaft.“

Klara sah ihn betroffen an und fragte: „Willst du damit einen Verdacht aussprechen?“

Doktor Winter nickte: „Es ist eine Spur, die verfolgt werden muß.“

Der Brahmane, anscheinend in Gedanken verloren, ging mit kleinen Schritten die hellen Rieswege entlang;

er entfernte sich immer weiter und entschwand bald darauf ihren Augen.

„Du willst ihn doch nicht zur Rede stellen?“ fragte Klara.

„Ich werde es tun; man muß die Gelegenheit beim Schopf greifen. Wer weiß, wann sie sich uns wieder bietet. Morgen schon kann dieser Mensch meilenfern und nicht mehr auffindbar sein.“

Bald hatten sie den Garten durchquert und standen nun vor den Trümmern eines seit Jahrhunderten verfallenen Palastes. Doktor Winter erinnerte sich, daß der Brahmane hier einmal mit Dawud Ben Hulam eingetreten war, und er nahm an, daß er in diesem Gebäude hause. Durch zertrümmerte Bogenwölbungen, zwischen den Überresten marmorner Pfeiler betrat er den alten Palast. Die dürftigen Reste einer Tür aus Sandelholz und Elfenbein konnten den Zugang nicht verschließen; die beiden jungen Leute standen in einem kleinen Raum, von dem aus sie durch ein breites Mauerloch einen größeren seitwärts gelegenen überblicken konnten. Der Inder war nicht zu sehen.

„Hier gibt es nichts zu finden,“ sagte der junge Gelehrte und wandte sich zu den aufgehäuften Lumpen, „vielleicht ist da etwas versteckt.“ Schon wollte er sich bücken, als ein Ausruf der Überraschung von Klaras Lippen ihn aufsehen ließ.

Das Mädchen beugte sich über das aufgeschüttete Laub und griff in eine schmale Mauerritze. „Was kann das sein, Rudolf?“ sagte sie und reichte ihm ein zusammengefaltetes Pergament hin.

Nach einem flüchtigen Blick erwiderte Winter: „Es ist ein Plan oder eine Landkarte.“

Gerade Striche in verschiedenen Farben durch-

Kreuzten sich, schraffierte Stellen schienen Berge anzu-
deuten, und gewundene Linien konnte man für Flüsse
halten, während Punkte und Vierecke von verschiedener
Größe und Farbe vielleicht Ortschaften oder Bäume
bedeuteten. Dem oberflächlich prüfenden Blick war zu-
nächst jede Möglichkeit einer genaueren Orientierung
genommen, aber er blieb doch an einem Zeichen haften,
das mitten in der Zeichnung prangte, von einem Kreis
umschlossen, in den, wie es schien, Wege mündeten.
Ein blutroter Punkt war es und drei weiße, zur Hervor-
hebung schwarz umränderte Striche — das Zeichen
Schiwas. Kein Wort, kein Schriftzeichen bot einen
Anhalt über die Bedeutung der Figur.

„Es ist ein Plan unterirdischer Gänge und Kammern,“
erklärte Winter. „Irgendwo tief in den Felsen muß es
dieses Labyrinth geben, und wer diesen Plan besitzt,
der mag sich darin zurechtfinden, vielleicht läßt sich auch
der Weg dorthin enträtseln.“

„Glaubst du, daß es uns dem Ziele näher bringen
könnte?“

„Wer will das sagen. Doch vielleicht finden wir
noch etwas.“

Durch den kaum erhofften Erfolg angespornt, beugte
er sich nieder und begann, die aufgehäuften Lumpen
zur Seite zu werfen, als er plötzlich zurückprallte.
Lohgelb wand sich der fast armdicke Leib einer Kobra
aus den Lumpen empor.

Unwillkürlich hatte Winter, sobald er der Brillen-
schlange ansichtig wurde, den Stoß erhoben.

„Halt! Berühre die Tschinta-Megu nicht,“ sagte in
diesem Augenblick eine tiefe Stimme in nächster Nähe;
auf einen leisen Pfiff zog sich die Schlange langsam
zurück. „Sie ist heilig. Kennst du Wasuki nicht, den Gott,

der sich um den Hals Schiwas schlingt? Wehe dem, der es wagte, die Tschinta-Negu zu verletzten oder gar zu töten.“

Als die Kobra in ihrem Versteck verborgen lag, richtete sich Winter auf. In dem Mauerloch, durch das der Gelehrte mit dem jungen Mädchen eingetreten war, stand der Mann, den sie hier zu finden hofften. „Was sucht ihr hier?“ fragte er mit drohender Stimme. Seine dunklen Augen flammten im Zorn.

„Wir suchen unseren Freund Dawud Ben Hulam,“ sagte Winter. Klara, die abseits stand, hörte betroffen, daß er so entschieden auftrat. Sofort sah sie, daß der Hieb saß, denn der Priester erschrak und erwiderte unsicher: „Dawud Ben Hulam? Was soll es mit ihm, Sahib?“

Klara hielt die Karte auf dem Rücken verborgen. Ihr Verlobter nahm das Blatt und zeigte es dem Inder, dessen Mienen Verwirrung verrieten. Winter wagte den zweiten Angriff und sagte, jedes Wort betonend: „Du hast ihn zum ‚Schiwa ka sans‘ geführt; du bist mitschuldig an seinem Tod.“

„Ich weiß von nichts!“

„Aber wir wissen es.“

Durch das sichtbare Erschrecken des Mannes, als er den Namen Dawud Ben Hulam hörte, war Winter überzeugt, auf dem rechten Weg zu sein. Sein Gedanke, daß dieser Inder an dem Verschwinden seines mohammedanischen Freundes beteiligt war, schien sich zu bestätigen. Aber alle weiteren Versuche, etwas aus dem Alten herauszulocken, erwiesen sich als vergeblich. Er gab zu, daß er Dawud Ben Hulam kannte, daß sie sich oft hier draußen im Gräbergarten der Könige von Golkonda getroffen hatten, und daß der Mohammedaner seit Wochen nicht mehr dagewesen war. Er hatte sich,



wie er sagte, darüber gewundert. Aber er wußte nichts weiter von ihm. War es ein Verbrechen, wenn er mit einem Manne sprach?

„Und worüber spricht Ihr mit ihm?“

Auf das Gesicht des Alten trat ein hochmütig abweisender Ausdruck: „Unsere Worte waren nur für uns bestimmt. Wer gibt dir das Recht, mich danach zu fragen?“

„Du weißt nicht, daß Ven Hulam niemals wiederkommen soll?“

„Ich weiß es nicht.“

„Und doch gabst du Kiladar den Brief, in dem diese Worte standen.“

„Ich gab ihm keinen Brief!“

„Aber du gibst damit zu, daß du ihn kennst.“

Der Jnder begriff, daß er in eine Falle gegangen war. Wohl verfärbte er sich ein wenig, sagte aber sofort: „Ich kenne viele dieses Namens. Ich dachte an Kiladar, der Wache steht am Thor von Golkonda, und glaubte, er habe dir einen Brief von Hulam gegeben. So verstand ich deine Worte. Ich weiß nichts von einem Brief.“

Winter deutete auf das Zeichen des Schiwa in dem Plan, auf den roten Kreisfleck mit den drei weißen Strichen: „Du weißt auch nicht, was das bedeutet?“

Einen Augenblick sah der Alte dem Frager schweigend, mit flackernden Blicken ins Gesicht. Dann sagte er ruhig: „Ich weiß es.“

„Aber du sagst es mir nicht?“

„Ich sage es dir!“

Winter war überrascht durch den leidenschaftslosen Ton des Greises, der in seltsamem Gegensatz zu dem Gesicht stand, aus dem Haß und Mut sprachen.

„Du sagst es mir? Du wirfst mich belügen!“

„Du sollst die Wahrheit hören. Behalte dies Blatt, das du mir gestohlen hast. Ich mag es nicht mehr, da deine Hände es berührten. Die Wege sind darauf eingezeichnet, die du suchst, und ich will zu Schiwa flehen, daß er sie dich finden läßt.“

„Ich werde sie finden.“

Der Brahmane erhob seine Stimme, die mühsam geheuchelte Ruhe verließ ihn plötzlich. Er sprach laut und immer erregter: „Ja, finde den Weg! Ich wünsche, daß du ihn finden mögest, du und ihr alle, die ihr euch vermeßt, eure gierigen Hände nach unseren Heiligtümern auszustrecken. Eure Habgier schreckt vor nichts zurück, nicht vor dem Heiligsten und Erhabensten. Mit gierigem Sinn wühlt ihr in unseren Geheimnissen, nur um eure Neugier zu befriedigen. Geh hin und suche. Suche den Weg, der zu dem Zeichen Schiwas führt, das auf diesem Plan geschrieben steht. Der Hauch des Schiwa wird dich töten, wie er andere vor dir, wie er Dawud Ben Hulam tötete. Geh und suche. Der Zorn Schiwas geleite dich auf deinen Wegen!“

Winter stand erschüttert von den jähen Schmähungen, die der Greis austieß, betäubt von dem plötzlichen Gesändnis des Mannes, der seine Mitschuld am Tode Dawud Ben Hulams nicht verhehlte.

Drohend hob der Alte noch die Faust, und dann wandte er sich um. Durch den Spalt der Mauer verließ er den Raum.

Es war sieben Uhr morgens, die Zeit, in der überall in Indien das Leben frisch erwacht, um dann, sobald die Gluthitze des Tages einsetzt, zu erschlaffen und erst am Abend wieder zu erstehen. Es ist die Zeit der Be-

suche und der Geschäfte. Vor der Stadt Haidarabad wohnte Nordaunt Lawney in einem kleinen, halb indischen und halb europäischen Hause. Er war früh aufgestanden, und als eben die Nacht zu weichen begann, begab er sich in den Garten. Ein Diener kam rasch und lautlos einen der hellen Kieswege herauf; ihm folgte in einiger Entfernung Kiladar, der Diener Professor Forrers. Er trug ein kleines Päckchen in der Hand und blieb stehen, während der andere ihn seinem Herrn meldete. Lawney überlegte einen Augenblick, dann winkte er Kiladar heran, nahm ihm das Päckchen aus der Hand — es waren Bücher, die der Professor sandte —, las die wenigen Zeilen von Forrers Hand und übergab die Bücher dem eigenen Diener, mit dem Befehl, sie ins Haus zu tragen.

Kiladar hob nach Landessitte beide Hände und legte sie flach auf die Stirn; er glaubte sich entlassen. Lawney hielt ihn an einem Arm zurück. Es schien, als ringe er mit einem Entschluß. Längst schon wünschte er, mit Kiladar zu sprechen. Mißtrauischer als die anderen den Diener beobachtend, als dieser den Brief mit der Nachricht vom Tode Dawud Ben Hulams brachte, war ihm nicht entgangen, daß Kiladar die Wirkung dieser Mitteilung schadenfroh bemerkt hatte. Da der Engländer von vornherein entschlossen war, seine eigenen Wege zu gehen, hütete er sich, seine Entdeckung preiszugeben; er wollte sich die Hände frei halten, und so zog er Erkundigungen über den Mann ein, deren Ergebnis seinen Verdacht verstärkten. Außerdem glaubte er ein Mittel gefunden zu haben, den Forder schnell gefügig zu machen.

„Kiladar,“ begann er langsam und blickte dem Manne fest in die Augen, „ich möchte dich etwas fragen.

Ich war in Benares — es mag fünf Jahre her sein —, da hörte ich von einem Buni, einem Schlangenbändiger, der hieß oder nannte sich Bahunatschi. Er war ein Anbeter Schiwas, und seine Freunde retteten ihn, als man ihn wegen der Ermordung des englischen Obersten Oliver Shag verfolgte. Es war das eine böse Geschichte, Kiladar. Du Erinnerst dich gewiß daran.“

Der Inder sah bei den ersten Worten überrascht auf. Als Lawney ihn streng ansah, erwiderte er ruhig: „Ich erinnere mich, Sahib.“

„Gut, daß du es zugibst. Wir brauchen um so weniger zu reden. Wenn ich heute zum Richter gehe und sage, daß du jener Bahunatschi bist, wird man dich binnen drei Tagen hängen. Das weißt du?“

„Ich weiß es, Sahib.“

Lawney war zufrieden mit sich. Er hatte befürchtet, der Inder werde leugnen. Aber Kiladar dachte daran nicht. Der nächste Schritt war schwieriger.

„Du hast auch Dawud Ben Hulam ermordet!“

Als Kiladar heftig abwehrend beide Hände ausstreckte, rief Lawney: „Du weißt, wer es war!“

Zuerst wollte der Inder von nichts wissen, dann gab er zu, daß Dawud Ben Hulam gestorben sei durch den Hauch des Schiwa. Der Gott selbst, kein Mensch sei der Mörder Hulams gewesen. Schiwa habe den Mohammedaner getötet, und er werde jeden töten, der auf gleichen Wegen gehe.

„Und wohin ging Hulam? Wo fand er den Tod?“

Kiladar schwieg.

„Du weißt es.“

„Ich weiß es, aber ich sage es nicht. Warum fragst du nicht deine Freunde, Sahib?“

„Meine Freunde?“

„Sie wissen viel, wenn auch nicht alles!“ Und nun berichtete er dem aufhorchenden Engländer, daß Doktor Winter eine Zeichnung besitze, die den Weg verrate, der zum Ort des Geheimnisses führe. Er selbst habe die Zeichnung gesehen.

„Sind es Schätze, die Schiwa behütet?“ fragte Lawney.

Kiladar lachte verächtlich. „Weißt du, Sahib, was Schätze sind? Du sprichst ein armseliges Wort für Dinge, die kein Wort zu bezeichnen vermag. Kennst du Indien? Hast du die Grotten des Schiwa in Ellora besucht?“

„Ja, ich sah sie.“

„Stelle dir die Grotten von Ellora vor. Nichts sind sie dagegen.“

Lawney erinnerte sich deutlich der ungeheuren Hallen, der Gänge und Galerien, die, tief eingefressen in Berge aus Granit, mit offenen Höfen und finsternen Grotten alle furchtbaren Greuel, mit denen Schiwa, der Zerstörer, die Menschen quält, versinnbildlichen wollen. Er erinnerte sich an die zahllosen phantastischen, riesenhaften Gestalten, die Menschenhände vor Jahrtausenden aus dem harten Stein gemeißelt hatten.

„Sie sind mir in guter Erinnerung,“ sagte Lawney.

Kiladar dämpfte seine Stimme zu geheimnisvollem Flüstern: „Denke dir die Grotten von Ellora, aber stelle dir vor, sie seien zehnmal so groß, als jene sind. Denke dir tausend verschlungene Straßen im Innern der Erde, Hallen und Säle, und das alles erfüllt mit den Bildern von Göttern und Dämonen. Nicht aus hartem Stein, aus edlem Metall sind sie gemacht, sie funkeln von Gold und Silber, wenn das Licht der Fackeln auf sie fällt, denn ohne Licht, Sahib, ohne Fackeln ist es tiefe Nacht in diesen Grotten, also nimm Fackeln mit, wenn du jemals den Weg dorthin findest.“

Lawney nahm die Worte nicht blindgläubig auf. Er kannte die Inder und wußte, was von solchen Schilderungen zu halten war. Glaubhaft war es wohl, daß die Brahmanen irgendwo wertvolle Kultgegenstände verborgen hielten, deren Wert dadurch erwiesen war, daß man den Ort so geheim hielt.

„Professor Forrer besitzt einen Plan, auf dem diese Grotten eingezeichnet sind?“

Kiladar lächelte. „Aber er wird den Weg nicht finden. Der Plan ist so gezeichnet, daß ihn nur Eingeweihte verstehen. Kein Europäer wird sich danach zurechtfinden.“

„Ich glaube, daß es mir gelingen würde, ihn zu deuten.“

Er sah den Inder aus halb geschlossenen Lidern an. Eine Frage lag in seinem Blick, die Kiladar verstand. Sie laut zu äußern, wagte er nicht. Er gab sich damit in die Hände dieses Menschen. Noch spielte er nur mit dem Gedanken, der ihm eben gekommen war. Es war ein gefährliches Spiel, aber Lawney stachelte der Ehrgeiz, es zu wagen.

„Sahst du den Plan auf dem Schreibtisch des Professors liegen?“

Kiladar verstand die Frage, aber er wich vorsichtig aus: „Ich weiß nicht, Sahib, wo er ihn aufbewahrt.“

Weiter wollte Lawney im Augenblick nicht mehr gehen. „Ich brauche dich nicht mehr,“ sagte er plötzlich zu Kiladar, „grüße deinen Herrn von mir. Sage ihm, ich werde ihn diesen Vormittag besuchen.“

Kiladar verneigte sich und ging. Lawney begab sich in sein Haus und kleidete sich um.

Eine Stunde später rollte sein Wagen durch die weißen Straßen von Haidarabad. Es gab zwei Mög-

lichkeiten für ihn. Er konnte Kiladar bestechen, daß er den Plan stahl und ihm brachte. Viel einfacher aber war die Lösung auf einem anderen Weg. Wenn er jetzt um Alara Forrer warb und seine Werbung angenommen wurde, würde der Professor ihn ins Vertrauen ziehen. Vielleicht überließ er ihm auch die wissenschaftliche Bearbeitung dieses kulturgeschichtlichen Problems und der Funde, die zu erwarten waren.

Er traf Alara Forrer an dem kleinen Teich, der inmitten des großen, parkartigen Gartens lag, in dem Professor Forrers Haus stand. Von weitem schon sah er ihr helles Kleid durch das Grün der Büsche und Bäume schimmern und neben ihr den grauen Riesenkörper eines Elefanten, der sich eben gehorsam vor ihr auf die Knie niederließ, um sie aufsteigen zu lassen. Ehe Kiladar zu ihr trat, um den Besuch anzumelden, saß sie schon auf dem Rücken des Tieres.

„Wären Sie ein paar Minuten später gekommen, Sir Lawney,“ rief sie ihm lachend entgegen, „so würde mich Kalapani bereits entführt haben. Vater war schon weggefahren, als Kiladar zurückkam. Er mußte plötzlich zu einer Besprechung in die Residenz des Nisam. Schon seit ein paar Tagen wartete er darauf, daß man ihn holen würde, da er um eine Audienz gebeten hatte.“

„Es ist mir sogar sehr lieb, daß ich Sie allein treffe, Miß Forrer, denn Ihnen vor allem galt mein heutiger Besuch; wenn Sie mir nach Beendigung Ihres Spazierrittes kurze Zeit Gehör schenken wollen, verpflichten Sie mich zu größter Dankbarkeit.“

„Mit Vergnügen stehe ich zu Ihrer Verfügung,“ sagte sie etwas erstaunt, „wenn Sie nur noch eine Viertelstunde Geduld haben wollen.“

Während sie leichthin miteinander plauderten, schritt

der Elefant, vom Eisenstäbchen des Mahut gelenkt, dicht am Rande des kleinen Teiches hin. Plötzlich stieß das junge Mädchen einen Freudenruf aus. Winter kam den Kiesweg entlang, gerade auf sie zu. Der Engländer sah ihm mit einem Gesicht entgegen, das deutlich verriet, wie unangenehm ihm diese Störung war. Klara hatte dem Mahut ein paar Worte zugerufen, der Elefant kniete nieder, und dann lief sie Doktor Winter entgegen. Hand in Hand kamen sie auf Sir Lawney zu.

„Sie dürfen als erster unser großes Geheimnis erfahren,“ sagte das Mädchen, während die beiden Herren sich in gemessener Höflichkeit grüßten. „Muß ich Ihnen noch sagen, welches Geheimnis zu verraten ist?“

Lawney erkannte mit einem Blick, was zwischen den beiden geschehen war. Rasch gefaßt sprach er seine Glückwünsche aus. Unter dem Vorwand, daß ihn eine Verabredung wegriefe, verabschiedete er sich kurz darauf und verließ, mühsam seine zornige Erregung beherrschend, den Garten.

Es war spät am Abend; Mitternacht war nicht mehr fern, und noch immer saß Rudolf Winter über die Karte gebeugt, die er dem Yogi Lakar Sing abgenommen hatte. Der große Tisch, an dem er arbeitete, war bedeckt mit Büchern, Papieren und Landkarten. Das weiße Licht der Lampe fiel voll auf die Zeichnung, die mitten auf dem Tische lag und deren Zeichen zu deuten man bisher vergeblich versucht hatte. Als Winter den Plan zum erstenmal sah, glaubte er den Weg zur Lösung des Rätsels gefunden zu haben, und Forrer war der gleichen Ansicht. Sie hatten doch nur auf der Karte nachzusehen, wo die bezeichnete Stelle lag. Das schien sehr einfach, aber es erwies sich bald als sehr schwierig,

denn es fehlten alle Orts- oder Berg- und Flußnamen, und durch Vergleichen mit anderen Karten war nichts zu ergründen. Und nun wurde es ihm plötzlich klar.

Er war am Nachmittag bei Forrer gewesen, der mit seiner Tochter am nächsten Morgen eine kleine Reise antreten wollte, die auf Wunsch des Nisam erfolgte. Der Abschied nicht nur von Klara, sondern auch von ihrem Vater war herzlich gewesen. Als die Tochter ihren Vater darauf vorbereitet hatte, daß Winter zu ihm kommen und um sie werben werde, versuchte er es allerdings zunächst mit Einwänden, aber sehr ernst war es ihm damit nicht. Auf dem Heimweg war Winter ein Stück Weges mit einem höheren Beamten der Post von Haidarabad gegangen, einem Engländer, der ihm von den Sorgen seines Berufes erzählte. Er klagte, daß die Eingeborenen die Briefmarken mit einer dünnen Lack-schicht überzögen, die von dem Briefempfänger samt dem hierauf haftenden Poststempel abgelöst würde, so daß die Marke nochmals verwendet werden könnte. Dieses Fälscherstück fiel ihm ein, als er bemerkte, daß die Karte mit einer ganz feinen Schicht matten Lackes überstrichen war. Auf's höchste gespannt, ungeduldig und klopfenden Herzens wischte er ein wenig mit einem mit Alkohol getränkten Schwamm über die Zeichnung. Der Lack löste sich, und das Bild der Karte erschien verändert. Er versuchte weiter, und schon nach kurzer Zeit lag die wahre Zeichnung vor ihm. In gut erkennbaren Anlagen eines Gebirges stand der rote Kreis mit den drei weißen Strichen — dem Zeichen Schiwas. Hier war die Stelle, wo er die Lösung des Rätsels suchen mußte. Wiederholt war er in jener Gegend gewesen, die Bahn fuhr am linken, nördlichen Ufer des Musi von Haidarabad über Golkonda nach

Landur. In einer guten Stunde konnte man dort sein. Ganz genau erinnerte er sich der Stelle, an der das Zeichen Schiwas eingetragen war. Er würde sie ohne Schwierigkeit finden und wollte sie sehr bald auffuchen, noch vor Professor Forrers Heimkehr, um ihn überraschen zu können.

So weit war er mit seinen Gedanken, als an seiner Tür gepocht wurde. Den Diener hatte Winter schon zur Ruhe geschickt. Er verschloß die Karte in der Schublade seines Arbeitstisches und öffnete selbst. Im Dunkeln stand vor ihm die hohe Gestalt eines Inders. Überrascht sah der Gelehrte, daß er Kiladar vor sich hatte. „Was willst du?“ fragte er.

„Mein Herr schickt mich,“ war die Antwort, „er hieß mich nachsehen, ob du schon zur Ruhe gegangen seiest. Wenn dies nicht der Fall wäre, sollte ich dich bitten, sogleich zu ihm zu kommen, da er dir noch etwas Wichtiges sagen möchte, ehe er abreißt. Ich sah noch Licht in deinem Zimmer, deshalb kam ich herein.“

Einen Augenblick wollte Winter mißtrauisch werden. Aber es lag eigentlich kein rechter Grund dazu vor. Die Zeit war zwar ungewöhnlich, doch konnte die späte Stunde durch die Verhältnisse geboten sein.

Als er vor das Haus trat, fuhr ein kleiner Karren, von zwei Zebus gezogen, vorbei. Winter rief den Führer an und fand ihn bereit zur Fahrt. Kiladar wartete, bis er eingestiegen war; es verstand sich von selbst, daß der Inder zu Fuß folgte. Der Fuhrmann hob den langen, dünnen Stab, mit dem er seine Tiere lenkte, und die kleinen Buckelochsen setzten sich in Trab.

Knirschend hielt der Wagen vor dem Eingang. Der Gelehrte war mit einem raschen Sprung abgestiegen und klopfte vorsichtig an das Fenster des Pförtners.

Erst rührte sich nichts drinnen. Der Mann schlief entweder oder er hielt das Klopfen für irgend ein zufälliges Geräusch, dem er keine Bedeutung beilegte. Doktor Winter empfand jetzt das Rätselhafte dieses ganzen Vorgangs. Anscheinend schlief alles in dem Hause, und niemand dachte daran, daß in so später Nachtstunde noch Besuch kommen könnte. Es schien ihm undenkbar, daß Forrer nach ihm gesandt hatte und ihn erwartete. Aber warum war Kiladar dann zu ihm gekommen? Für den Augenblick gab es keine Möglichkeit, auch nur einigermaßen klar zu sehen; vor allem mußte er zunächst einmal hören, ob Kiladar von hier aus nach ihm gesandt worden war.

Energischer als zuvor klopfte er ein zweites Mal, und nun regte sich's drinnen. Der Hausmeister erkannte ihn durch das Fenster, und gleich darauf klirrte der Kiegel.

„Entschuldige, Sahib,“ sagte er, „daß ich dich mit so geringer Höflichkeit empfang. Ich will dem Herrn sofort sagen, daß du da bist. Er ging schon zur Ruhe, doch ich denke, er wird noch nicht schlafen.“

Einen Augenblick besann sich Winter, ob er nicht sofort umkehren sollte, denn er zweifelte nun nicht mehr daran, daß man ihn irreführt. Es dauerte nicht lange, da trat Forrer aus der Tür. Nach kurzer Begrüßung erklärte Winter, warum er hier war. Größtes Erstaunen sprach aus Professor Forrers Zügen, als er sagte: „Ich habe nicht nach dir gesandt. Und Kiladar habe ich heute gegen Abend, als du fortgegangen warst, auf seinen dringenden Wunsch entlassen.“

„Entlassen?“

„Ja. Er begründete seine Bitte weiter nicht, er bat nur, sofort aus meinem Dienst treten zu dürfen, und ich ließ ihn gehen.“

„Aber was kann der Grund sein, daß er zu mir kam, um mich hierher zu rufen?“

„Die Karte!“ rief Forrer betroffen.

Winter erwiderte: „Auch ich dachte daran. Während der wenigen Minuten, die ich vorhin auf dich wartete, kam ich darauf, noch ehe ich wußte, daß Kiladar entlassen ist. Er fand jedenfalls Anschluß an seine Glaubensgenossen, vielleicht haben sie ihn veranlaßt, hier in Dienst zu treten. Gewiß war er nur ihr Werkzeug. Da wir die Karte besaßen, mußten die Gläubigen bestrebt sein, sie wieder an sich zu bringen. Jetzt sehe ich klar. Durch Kiladar lockte man mich fort, und während ich aus dem Hause war, hat man die Karte gestohlen.“

Er lachte. Forrer, der seine gute Laune nicht verstand, sagte ärgerlich: „Ich sehe dabei durchaus nichts Erfreuliches. Wir besaßen den Schlüssel zur Lösung des Geheimnisses; die Karte mußte uns früher oder später an das gesuchte Ziel führen. Nun sind wir wieder um alles gebracht. Was wir bisher erstrebten, ist nun unmöglich gemacht. Und während wir plaudern, ist der Dieb mit unserer Karte über alle Berge.“

„Daran liegt nichts; er hat die Zeichnung eine halbe Stunde zu spät gestohlen.“

Winter erzählte von der Entdeckung, die ihm gelungen war, und schloß mit den Worten: „Ob er oder der ursprüngliche Eigentümer oder sonst irgend ein Brahmane nun die Karte besitzt, kann uns gleichgültig sein. Ich weiß die Stelle genau, wo wir zu suchen haben. Bald werden wir völlige Klarheit über alles, auch über das rätselhafte Verschwinden Dawud Ben Hulams gewinnen. Bis ihr von eurer Reise zurückkehrt, werde ich euch die Lösung des Rätsels sagen können.“

Professor Forrer erklärte sich gegen Winters Absicht, sofort und allein weitere Schritte zu wagen, denn seit dem Verschwinden Hulams wußte man, daß Gefahr drohte. Er hielt es für unbedingt geboten, daß sie jene Fahrt zusammen und in Begleitung zuverlässiger Leute antreten würden. Winter ließ sich überzeugen, und als er sich verabschiedete, da war es bestimmt, daß Forrer so rasch als möglich seine kurze Reise beenden sollte, um nach der Heimkehr gemeinsam mit Winter in die Berge von Tandur hinaufzusteigen.

Gedankenverloren schaute Forrer die Straße entlang und erblickte eine Gestalt, die kaum hundert Schritt entfernt mit raschen Schritten sich näherte. Wie beschneit lag der helle Fahrweg im klaren Mondeslicht, weiß schimmerte zwischen Palmen der lange Mantel des nächtlichen Wanderers, der von ferne mit erhobenem Arm winkte. Forrer hielt die Rechte über die Augen, um das von einem grünen Turban beschattete Gesicht zu erkennen. Plötzlich fühlte er sich erschauern. Dawud Ben Hulam stand vor ihm!

Als Forrer mit dem mohammedanischen Gelehrten, der so überraschend wiedergckehrt war, in seinem Studierzimmer saß, erfuhr er, daß es sich wirklich so verhielt, wie man vermutete. Der Yogi Takar Sing war es gewesen, der Hulam weggeleckt hatte, derselbe Mann, mit dem er in der letzten Zeit vor seinem Verschwinden so oft beisammen war, Takar Sing, dem Winter den Plan genommen hatte.

Dawud Ben Hulam sagte: „Dieser Mensch nennt sich einen Yogi, aber er ist nur ein gewöhnlicher Fakir und ein Gaukler. Der echte Yogi ist ein Mann, der nach Erkenntnis der Wahrheit strebt und ihrem Dienste, entsagend, sein ganzes Leben weihet. Wirkliche Yogis

sind selten; es gibt nur zu viele, die sich diesen Titel anmaßen. Takar Sing ist einer von diesen. Ich durchschaute ihn rasch, aber ich merkte auch, daß er vieles wußte, was anderen verborgen blieb, und es schien mir, als ob er unter den Anbetern Schiwas großes Ansehen genoß und in ihre Geheimnisse eingeweiht war. Dadurch ließ ich mich zur Unvorsichtigkeit verführen.“

Hulam berichtete, wie er nach und nach vorsichtig das Gespräch auf den „Schiwa ka sans“ gebracht hatte, und wie Takar Sing sich in unklaren Andeutungen erging, aber doch durchblicken ließ, daß ihm Wege zur Ergründung dieses Geheimnisses bekannt seien. Es währte längere Zeit, bis er allmählich offener sprach und endlich Dawud Ben Hulam seine Hilfe zusagte, aber er tat das nicht, ohne vorher völliges Schweigen zu verlangen. Ohne von Hulam etwas darüber gehört zu haben, wußte Takar Sing, daß auch andere nach der Ergründung des Geheimnisses vom „Hauch des Schiwa“ strebten. Er kannte ihre Namen und wußte, daß sie Europäer waren, die bei dem Nisam in besonderer Gunst standen. Er und seine Gesinnungsgenossen waren sich darüber klar, daß man sich nicht ohne große Gefahr an diese Leute heranwagen durfte. Darum mußten sie den Plan gefaßt haben, Dawud Ben Hulam einzufangen. Takar Sing lockte ihn ins Garn; er sagte ihm gerade soviel, als notwendig war, seine Neugier aufs höchste zu spannen, und erklärte sich zuletzt sogar bereit, ihn zu führen. So sehr war es ihm gelungen, Hulam sicher zu machen, daß dieser keinen Verdacht faßte und im geheimen, ohne mit jemand darüber zu reden, mit ihm abreiste. Zweifellos wollten die Brahmanen ihn auf die Seite schaffen. Damit

glaubten sie auch zu erreichen, Forrer und andere, an die sie sich nicht heranwagten, abzuschrecken.

Als Dawud Ben Hulam sich zur Reise in die nahen Berge bereit erklärt hatte, brachte ihn Takar Sing zu einem Mann, der ihn führte und bald darauf in andere Hände gab. Fünf Leute nahmen sich nach und nach seiner an; alle erzeigten sich ihm höflich und machten ihm verschiedene Angaben, die sich sämtlich als so belanglos erwiesen, daß er zuletzt um nichts klüger geworden war. Er begann mißtrauisch zu werden; daß er mit so vielen Menschen zu tun bekam, konnte nur den Zweck haben, seine Spur zu verwischen. Als er dem Mann, mit dem er zuletzt zusammengetroffen war, erklärte, daß er nach Haidarabad zurückkehren möchte, da es ihm scheinete, als wolle man ihn irreleiten, versprach dieser ihm, er solle am kommenden Tag seine Wünsche erfüllt sehen, er selbst sei bereit, ihn zu dem Mann zu führen, der die Lösung des Geheimnisses kannte. Am frühen Morgen des nächsten Tages wanderte er mit ihm zu einer hoch in den Bergen gelegenen Hütte und ließ ihn dort harren, bis der abwesende Bewohner zurückkehrte. Und Hulam, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, wartete. Nach kurzer Zeit erschien ein Mann in der Hütte, bei dessen Anblick dem Mohammedaner ein Stein vom Herzen fiel. Er erkannte in ihm einen alten Freund, Chub=Kao, der ihm in früheren Jahren bei seinen Studien nützlich gewesen war. Dawud Ben Hulam hatte ihn ganz für seine Zwecke beschäftigt, und obwohl er selbst nur mäßig wohlhabend war, verschaffte er doch dem armen Chub=Kao ein für dessen Verhältnisse ansehnliches Einkommen.

Wenn Dawud Ben Hulam sich über diese Begegnung aufrichtig freute, so schien Chub=Kao ihm

gegenüber verlegen, und der Gelehrte nützte seine Befangenheit, um ihm zu sagen, er wisse genau, daß man ein falsches Spiel mit ihm getrieben habe, er könne ihm bestimmt sagen, daß er beauftragt sei, ihn aus dem Wege zu schaffen. Chub-Kao gab es zu. Der Auftrag war ihm geworden, ohne daß er bis zu diesem Augenblick ahnte, wer das Opfer sei. Es hieß nur, daß er einen Mann, der, aus Haidarabad kommend, zu einer bestimmten Stunde seine Hütte beträte, nach der Höhle des Schiwa führen solle. Der Inder hat Dawud Ben Hulam inständig, ihn nicht zu verraten, daß er den gegebenen Befehl nicht befolge. Ben Hulam mußte für die Schiwaanbeter verschwunden sein, vor allem für Takar Sing, der an Chub-Kao für den Verrat Rache nehmen würde. Chub-Kao wußte, daß Takar Sing Haidarabad bald für immer verlassen wollte. Nur Tage, höchstens einige Wochen würde er noch dort bleiben. Bis er fort war, sollte Ben Hulam sich bei Chub-Kao versteckt halten; er wolle melden, daß er seine Pflicht getan habe, daß Dawud Ben Hulam dem Geheimnis nicht mehr gefährlich zu werden vermochte. So mußte es kommen, daß die Nachricht vom Tode Ben Hulams nach Haidarabad gelangte.

Als der mohammedanische Gelehrte, durch kurze Fragen Forrers nur selten unterbrochen, seine Erlebnisse geschildert hatte und sich glücklich pries, durch den Schutz Allahs dem Tode entronnen zu sein, schwieg der Professor eine Weile.

Dann begann er: „Konnten Sie erfahren, welche Bewandnis es mit dem Rätsel hat, dessen Lösung wir suchen?“

Der Alte erwiderte: „Ich glaube, alles zu wissen.

Der Ort ist mir bekannt; wenn Sie wollen, werde ich Sie sicher führen."

"Sie kennen auch die Gefahren, mit denen zu rechnen sein dürfte?"

Über das schmale, faltige Greisenantlitz glitt ein feines Lächeln: „Wir werden hingehen; an Ort und Stelle läßt sich die Überzeugung am sichersten holen. Ich will vorher nichts verraten. Besorgt brauchen Sie nicht zu sein, Gefahr besteht nur für den, der sie nicht kennt.“ Nachdenklich fügte er hinzu: „Wer sie nicht kennt, ist verloren.“

Forrer sah ihn zweifelnd an. Hulam sagte ernst: „Er ist unbedingt verloren, und Rettung ist unmöglich; er wird ungewarnt unbedingt zugrunde gehen, selbst bei großer Achtsamkeit. Sie werden selbst sehen, es ist sehr seltsam.“

Es war spät geworden, und Forrer drang nicht weiter in den Alten; er wollte warten, bis sie gemeinsam in die Berge gehen konnten. Er entschloß sich, dies sofort nach seiner Heimkehr zu tun. Er sorgte noch dafür, daß Dawud Ben Hulam für diese Nacht eine Ruhestätte fand, und ging zu Bett. Der Mohammedaner hatte ihn zuletzt noch gebeten, mit Forrer reisen zu dürfen, und der Professor war damit einverstanden.

Noch vor Tagesanbruch war Ben Hulam reisefertig und trat zu Forrer, der mit seiner Tochter in der Halle am Hauseingang stand, um sie zu begrüßen. Zwei Wagen standen vor dem Thor, um die Reisenden und ihr Gepäck aufzunehmen, als plötzlich aus dem Dunkel eine Gestalt sich löste, die eiligen Schrittes herankam. „Was gibt es, Zugat,“ fragte Forrer, der in dem Ankommenden den Diener Winters erkannte, „sendet dich dein Herr?“

„Er hieß mich, ehe er abreiste, dich in aller Frühe aufsuchen, noch bevor du Haidarabad verläßt, Sahib, und diesen Brief übergeben.“

„Ehe er abreiste?“ fragte Professor Forrer erstaunt. „Abgereist ist dein Herr?“ wiederholte er, während er den Umschlag aufriß. Klara war herangetreten und sah ebenfalls in den Brief. „Hören Sie, Dawud Ben Hulam,“ rief Forrer im nächsten Augenblick erregt, nachdem er die wenigen Sätze gelesen hatte. „Hören Sie!“ laut las er, die Worte in die Hindostanisprache übersetzend: „Der Dieb der Karte ist Lawney. Ich folge ihm auf dem Fuße und schreibe nur diese kurzen Zeilen, da ich in höchster Eile bin, um den Zug von Haidarabad nach Landur noch zu erreichen. Zugat wird Euch Näheres sagen. Ihr dürft ihm vertrauen.“

Auf Forrers Frage antwortete der Diener: „Mein Herr ist in der Nacht abgereist, ganz kurz nachdem er heimgekehrt war. Ich schlief schon, als er zum erstenmal wegging, und wußte nicht, daß Kiladar ihn geholt hatte. Aber mein Schlaf war unruhig, ich träumte schwer und lag halb wach, bis ich durch ein Geräusch, das ich im Hause hörte, völlig erwachte. Es war tiefe Nacht, der Mond schien hell in meine Stube, im ganzen Hause war es still, nur aus dem Zimmer, in dem mein Herr arbeitet, hörte ich ein Geräusch, als ob man Holz zerbreche. Ich hörte es deutlich.“

„Warum gingst du nicht, um nachzusehen?“ fragte der Professor.

„Wußte ich denn, Sahib, ob es nicht Diebe waren, die auch einen Mord nicht scheuten?“

„Du bist kein Held, Zugat,“ sagte Forrer.

„Ich fürchtete mich. Ich brauche nicht mutig zu sein, ich gehöre nicht zur Kriegerkaste. Ich wartete, bis

ich hörte, daß die Leute, die im Zimmer waren, gingen. Ich vernahm ihre Schritte, als sie die Treppe vorsichtig hinabstiegen. Dann schaute ich aus dem Fenster und sah, wie zwei Männer das Haus verließen. Wie ich dir schon sagte, Sahib, schien der Mond sehr hell, und ich erkannte, daß es Kiladar und Sir Lawney waren. Und Lawney sagte: „Wir wollen eilen, daß wir den Zug erreichen.“ Dies war es, was ich hörte. Ich ging nun in die Stube, weil ich wußte, daß die Männer nicht mehr da waren, und fand, daß sie Schränke und Schubladen erbrochen und die Papiere verstreut hatten, die darinnen gewesen waren. Auch mein Herr, der kurz darauf heimkam, glaubte, daß der Engländer ihm etwas gestohlen habe, das früher einmal den Brahmanen gehörte. Er wollte die beiden sofort verfolgen und eilte, nachdem wir alles besprochen hatten, weg, um den nächsten Zug nach Tandur zu erreichen.“

Forrer hatte seiner Tochter und Dawud Ben Hulam erzählt, daß es Winter gelungen war, die Karte zu lesen. Nun teilte er ihnen seine Ansicht mit: „Lawney wußte, daß die Karte wichtige Angaben enthielt. Er stand auch mit Kiladar in Verbindung, der jedenfalls viel mehr wußte, als wir denken. Hinter dieses Geheimnis wollte er kommen. Kiladar wird ihm nichts oder nur so viel, als er für nötig hielt, mitgeteilt haben. Aber er erweckte Hoffnungen in ihm und ließ sich anscheinend als williges Werkzeug benutzen, während tatsächlich Sir Lawney ganz von ihm und seinen Hintermännern geschoben wurde. Man war ihm behilflich, die Karte zu stehlen, um sie in der Hand zu haben und ihn dazu. Die Karte ist nicht mehr unklar für ihn, und damit weiß er auch, daß wir den Weg nach ihr zu finden wissen. Sein Ehrgeiz treibt ihn dazu, unter

allen Umständen eher dort zu sein als wir. Winter durchschaute das sofort und suchte ihm deshalb zuvorzukommen."

Klara sagte: „Das wird richtig sein; nur eines ist mir unklar. Warum nahm nicht Kiladar, warum nahmen nicht die Brahmanen die Karte weg?“

„Dazu war es wohl jetzt zu spät,“ antwortete Forrer. „Freilich ist die Lage für die Hüter des Geheimnisses durchaus nicht klar.“

„Ich sehe klar,“ warf Dawud Ben Hulam ein, „das Geheimnis der Brahmanen ist verraten; aber nur scheinbar. Es ist gut, daß ich alles weiß, und wir wollen sofort aufbrechen und in die Berge von Landur reisen. Wir dürfen keinen Augenblick versäumen, wenn wir nicht zu spät kommen wollen.“

„Zu spät?“ fragte Klara Forrer ängstlich.

„Ja! Zu spät für Sir Lawney und Doktor Winter. Er ist in größter Gefahr, ohne daß auch nur ein Mensch eine Hand wider ihn hebt.“

Die Sonne stand hoch über den Bergen von Landur; flammend floß ihr Licht über endlose, dunkle Wälder, die überragt wurden von kahlen Felskuppen, von Wiesen, zwischen deren leuchtenden, blauen und gelben, roten und weißen Flächen klare Bergwasser glitzernd und schimmernd talwärts flossen.

Trotzdem Professor Forrer mit seiner Tochter und Dawud Ben Hulam schon in bedeutender Höhe angelangt waren, fühlten sie nicht, daß die Hitze abnahm, die fast unerträglich war. Gleich einem durchsichtigen, überaus zarten Schleier lag die Luft über den Felsenhöhen und Tälern, die sich immer unermeßlicher vor den Blicken aufstauten; ein zitternder Brodem hing über

den Wäldern, deren Baumkronen kein Luftthauch bewegte. Die Zone des Baumwuchses lag hinter ihnen, und die kleinen Pferde, die sie in Landur gemietet hatten, gingen fast bis an den Leib in einem Blütenmeer, über dem zur Rechten, wo die Berge sanft anstiegen, schon kahle, graue Felsen heruntergrüßten, die im Sonnenlicht flimmerten, daß die müden Augen schmerzten. Zur Linken neigten sich die Hänge nach einem tiefen Thal, über dem, weit jenseits, zerrissene Hänge noch höher als hier anstiegen; das Thal selbst war mit seinen Wäldern und Wiesen ein weites Paradies, in dem verstreut einzelne Hütten und kleine Dörfer lagen. Auf den Bergwiesen fand sich kein Baumwuchs mehr; nur an den Bachufern reckten Erlen ihre Zweige in das klare Blau des Himmels, Weiden standen verstreut da und dort, und selten einmal hob eine immergrüne Eiche das knorrige Geäst, von dem lange, graue Bartflechten das krause Geflecht weit in das Blütenmeer der Wiese herabhängen ließen, oder fruchtschwere Aprikosenbäume bildeten ein kleines Dickicht — aber alles verschwamm in dem bunten, sonnendurchglühten Leuchten der Wiesen. Keiner von der kleinen Truppe, die trotz großer Erschöpfung nun schon seit Stunden immer höher in die Bergwildnis drang, achtete auf die Schönheit der Landschaft. Sie nahmen sich nicht Zeit, einmal aus dem Sattel zu steigen, um eine Viertelstunde an einer der klaren Wasseradern unter dem schattenspendenden Gebüsch zu rasten; sie strebten ihrem Ziele zu, dem sie Dawud Ben Hulam entgegenführte. Es gab kein Geheimnis mehr für sie, denn der Alte hatte ihnen alles erzählt, was ihm Chub-Rao verraten.

In den Bergen von Landur, hoch oben in vulkanischem Gestein, gab es weitverzweigte Anlagen von



Gängen und Höhlen, in denen die Brahmanen in alter Zeit, als die Mohammedaner zerstörend, die Heiligthümer schändend und vernichtend, das Land überschwemnten, die größte und schönste Statue Schiwas verborgen hatten. Unter unsäglichen Schwierigkeiten hatten sie das Kolossalbild des Gottes in die Berge geschleppt, und was sie sonst an Tempelheiligthümern retten konnten, brachten sie hier unter. Wieviel und was alles dort aufgestellt war, wußte niemand mehr, denn keiner von denen, die heute die Heiligthümer behüteten, hatte sie je gesehen. Es war unmöglich, in die Höhlen einzudringen, ohne dem Tode zu verfallen. Die Inder glaubten wirklich, es sei der Hauch Schiwas, der giftig von dem rachezornigen Gott der Zerstörung ausgehe und jeden Menschen, der sich in die Höhlen wagte, ersticke. Dawud Ben Hulam besaß Wissen genug, um die Erklärung finden zu können, daß in diesen unterirdischen Räumen giftige Gase der Erde entströmten. Forrer war der Ansicht, daß es vielleicht Kohlendioxyd sein könne, Kohlen säuregas, wie es an manchen Stellen aus dem Boden tritt, im Brohltal im Rheinlande beispielsweise oder in der bekannten „Hundsgrotte“ bei Neapel, in der sich das schwere Gas in kniehocher Schicht über der Erde angesammelt hat, so daß kleine Tiere, wie Hunde, deren Kopf nicht darüber emporragt, ersticken müssen, wenn sie die Höhle betreten. Dawud Ben Hulam war anderer Meinung, denn es ging das Gerücht, daß es sich um brennbare Gase handle, während im Kohlendioxyd jede Flamme erlischt. So blieb die Möglichkeit, daß der „Hauch des Schiwa“ vielleicht nichts anderes war als Grubengas, wie es in Bergwerken „schlagende Wetter“ bildet, jenes leichte, fast geruchlose Gas, dessen Gegenwart erst dann sich verrät,

wenn man sich ihm mit einer offenen Flamme nähert, durch die es sich urplötzlich unter der Erscheinung mächtiger Explosionen entzündet.

Daß die Brahmanen in die mit dem einen oder anderen Gas erfüllten Hohlräume des Gebirges überhaupt hatten eindringen und dort ihre Heiligtümer verbergen können, das war so zu erklären, daß früher ein zweiter, hoch gelegener Ausgang vorhanden gewesen war, durch den die Gase abzogen. Man hatte ihn vermauert, mit Felsen und Geröll bedeckt, so daß er gänzlich unauffindbar geworden war, und es lebte niemand mehr, der wußte, wo er zu suchen war.

Alara Forrer meinte: „Ich verstehe nicht, warum das Eindringen in die Höhlen so gefährlich sein soll. Man darf doch annehmen, daß sich bei dem, der sie betritt, Atembeschwerden bemerkbar machen, daß er die unheilvolle Atmosphäre erkennt, die ihm einen längeren Aufenthalt nicht gestattet, und daß er dadurch beunruhigt umkehrt.“

„Wenn man es bemerkt, ist es schon zu spät,“ erklärte Dawud Ben Hulam. „Chub-Kao führte mich so weit, als man ohne Gefahr gehen kann, und ich glaubte ihm, daß der nächste Schritt in das unabwendbare Verderben führt. Den Eingang zur Höhle bildet ein schmaler Spalt in der Felswand, breit genug, um einen Menschen durchzulassen. Buschwerk und dürftiges Gestrüpp verdeckt die Stelle, aber doch nicht so, daß sie dem Auge verborgen bliebe. Betritt man den Spalt, so befindet man sich in einem engen Gang, der anfangs vom Tageslicht noch vollständig erhellt wird, um erst nach und nach dämmeriger zu werden, aber doch nicht so finster, daß man eine künstliche Beleuchtung nötig hätte, bis man an eine Biegung gelangt, in der man

sich in völliger Nacht befindet. Wer an dieser Stelle eine Fackel entzündet — wir thaten es, und mir pochte dabei das Herz an die Rippen —, braucht noch keine Gefahr zu fürchten. Die Luft ist noch völlig rein, da hier alle Gase, die aus der Tiefe aufsteigen, entweichen können. Nach wenigen Schritten aber steht man an einer Stelle, an der sich der Boden plötzlich steil nach abwärts senkt. Wer hier weitergeht, gleitet auf dem lockeren Gestein jäh aus und kann nicht mehr so rasch zurück, um rechtzeitig wieder in Sicherheit zu kommen. Hat er keine Leuchte bei sich — und man sagt, daß in früheren Zeiten Leute im Dunkel einzudringen suchten, da sie glaubten, die Gefahr liege nur im schlagenden Wetter —, so ist er plötzlich in einer Atmosphäre, in der er erstickt, ehe er wieder den steilen Weg emporzuklimmen vermöchte. Dringt er mit einer Fackel so weit vor, so tötet ihn das schlagende Wetter, ehe noch sein Auge die mächtige Gestalt Schiwas erblickt, die im Hintergrund der ersten großen Höhle steht, ein Wunderwerk aus Gold und edlen Steinen.“

Forrer und seine Tochter, von der Sorge getrieben und der Angst gejagt um Winter, suchten den Höhleneingang zu erkennen, der nach Ben Hulams Worten nicht mehr ferne war. Alara trieb zu höchster Eile; der Gedanke, den Geliebten von einer furchtbaren, ihm unbekanntem Gefahr bedroht zu wissen, war für sie unerträglich, und Forrer befand sich in nicht geringerer Aufregung. Sie konnten nur hoffen, daß Winter trotz des Vorsprunges durch sein früheres Ausbrechen nicht so gut wie sie oder überhaupt nicht beritten war, und daß er, wenn es auch galt, Lawney auf der Fährte zu bleiben, doch nicht mit gleicher Hast wie die um ihn sich Sorgenden bergan gestiegen war. Bis jetzt bemerkten

sie keine Spur von ihm, wenn sie auch kaum den Feldstecher von den Augen brachten.

Man ritt durch tiefe Einschnitte und zwischen Felsblöcken hin; der Weg lief in Schlangenlinien und drehte sich oft; nur ein zufälliges Zusammentreffen günstiger Umstände hätte es gefügt, daß Winter von seinen Freunden gesehen werden konnte.

Eine ganze Weile schon war der kleine Trupp still durch die Wiesen geritten. Die Sonne stand nicht mehr auf dem höchsten Punkt ihres Tageslaufes; nicht mehr weit vom westlichen Horizont entfernt, verlor sie noch nichts von ihrer sengenden Kraft. Die von keinem Hauch bewegte Luft glühte; es war, als wenn jeder Atemzug Feuer in die Lungen gösse, und um die Stirnen legte sich der Druck wie ein eiserner Keil. Der Kopf schmerzte, und die Augen brannten; Klara vermochte sich nur noch mit aller Willenskraft im Sattel zu halten. Selbst Dawud Ben Hulam, der die tropische Hitze gewohnt war, ertrug sie kaum mehr. Die drei Menschen waren wie im Zustand einer dumpfen Betäubung, ihre Körper bewegten sich, ohne daß ihre Gedanken dabei waren.

Die Reiter waren an einem steilen Hang entlanggeritten, eine jäh aufragende Wand zur Rechten hinderte jeden Ausblick in die Höhe; doch nun bog der schmale Pfad scharf um die Ecke. Die Wiesen stiegen sanft geneigt empor, ein weiter, grüner Kessel öffnete sich, und droben, wo das blütendurchwirkte Grün sich allmählich in Geröll verwandelte, wo Felsblöcke wild aufgetürmt lagen, über denen steil und vielfach zerflüftet graue, kahle Wände hoch emporstrebten, lief ein schmaler Pfad durch die Bergwildnis, und da droben ging ein Mann! Von hier aus gesehen schien es, als hinge die kleine Gestalt haltlos an der Riesenmauer;

langsam schien sie sich weiterzubewegen. „Doktor Winter!“ rief Dawud Ben Hulam.

Sein scharfes Auge hatte ihn trotz der großen Entfernung erkannt, und ein Blick durch das Fernglas bestätigte Vater und Tochter, daß der Mohammedaner recht gesehen. Aber kaum hatte sich die große Spannung gelöst, als sich ihre Blicke, durch Ben Hulam aufmerksam gemacht, einer anderen Erscheinung zuwendeten. Der Alte hob den Arm und deutete hinauf. Unwillkürlich zügelten die drei ihre müden Pferde.

„Sehen Sie den grünen Fleck dort droben an der Felswand? Das ist das Buschwerk, das am Eingang der Höhle wuchert, die wir suchen.“

Deutlich erkannten sie einen breiten, dunklen Streif, der sich, nach oben verengend, am Fels emporzog — den Eingang zur Höhle. Winter war dem Spalt nicht mehr fern. Aus der Tiefe sah der Abstand geringer aus, als er in Wirklichkeit sein mußte; Winter war seinem Ziel bedenklich nahe; nur einige hundert Schritte trennten ihn vom Verderben. Von Lawney sahen sie nirgends eine Spur. Ob er sich schon in der Höhle befand oder noch irgendwo auf dem Wege, war allen in diesem Augenblick gleichgültig, in dem jener mit jedem Tritt der Gefahr näher rückte. Durch laute Rufe suchten sie seine Aufmerksamkeit zu erregen. Er hörte sie nicht. Die Entfernung war zu groß. So blieb nur die Hoffnung, daß er zufällig herunterblicken würde. Aber es geschah nicht.

„Vielleicht sah er Lawney dort schon eintreten,“ rief Forrer erregt, „und beeilt sich, um ihn in der Höhle zu treffen.“

Mara flehte die Männer an, irgend etwas zu tun. Bald überzeugten sie sich, daß kein Ruf bis in jene Höhen drang.

Dawud Ben Hulam löste das lange, grüne Turbantuch und schwenkte es hin und her. Alara war nicht mehr fähig, sich im Sattel zu halten. Auch ihr Vater war abgestiegen und hielt die Tochter mit dem linken Arm umfangen, während er mit der Rechten den Feldstecher vor die Augen hob. Durch das scharfe Glas sah er jeden Stein dort droben und jede Bewegung des Mannes, dessen Schicksal sich trotz allem nun zu vollenden schien.

„Sage mir, was du siehst!“ flehte die Tochter.

„Er ist bei den Büschen,“ sprach Forrer, „mir scheint, er besinnt sich. Nun biegt er die Zweige auseinander und blickt in den Spalt. Ich fürchte, er wird hineingehen.“ Die Worte klangen matt, wie ein Verzicht auf jede Hoffnung. „Es ist, als lausche er hinein,“ sagte Forrer; plötzlich rief er erregt: „Nun wendet er sich und sieht herab!“ Gleich darauf schrie er: „Er hat uns gesehen, er winkt!“ Nun begannen sie laut zu rufen und zu winken. Da! Das Herzblut stockte ihnen. Etwas Furchtbares geschah!*)

Winter verschwand; er war plötzlich nicht mehr zu sehen. In der nächsten Sekunde sahen sie, zum Tode erschreckt, wie er mit dem Geröll den steilen Hang herabstürzte. Im gleichen Augenblick erweiterte sich der Spalt, wie von unsichtbaren Händen auseinandergerissen, aber es war nur ein einziger kurzer Ruck, dann neigten sich die Wände. Der Riß in der Mauer war vorher etwa von doppelter Manneshöhe gewesen, jetzt reichte er hoch empor, die ganze Felswand war weithin ins Wanken gekommen, Risse taten sich auf, und andere schlossen sich, ein Teil der geborstenen Mauer neigte sich

*) Siehe das Titelbild.

nach vorn, während gewaltige Massen dazwischen nach rückwärts einstürzten. Ein Hagel von Felstrümmern und mächtigen Blöcken löste sich und fiel herab, und schließlich brach in einer ungeheuren Wolke von Staub der Fels in sich zusammen. Dumpf grollender Donner, lautes Krachen und ein dröhnendes Rollen folgten der ungeheuren Explosion. Dann wurde es still über der Stätte der Zerstörung, und der Bergwind trug den dichten Staub von dem Trümmerfeld davon, das im letzten Schein der sinkenden Sonne rosig erglühte.

Ein paar Stunden waren vergangen, als vier Fremde in der armseligen Hütte eines Hindu, hoch in den Bergen von Tandur, um Unterkunft für die Nacht baten.

„Wir sind müde,“ sprach Dawud Ben Hulam, „wir haben ein junges Mädchen bei uns, das sich nicht mehr im Sattel zu halten vermag, und dieser Mann hier ist, wie du siehst, abgestürzt und hat sich verletzt. Wenn es auch nicht schlimm ist, so will doch auch er ruhen, ehe wir am kommenden Morgen nach Haidarabad weiterreiten.“

Der Hindu nahm die Fremden bereitwillig auf, und sie saßen bald beim einfachen Mahl. Sie waren alle erschöpft, aber es gab doch so viel zu erzählen.

Nach Winters Beobachtung mußte Lawney kurz zuvor, ehe der junge Gelehrte von seinen Freunden gesehen wurde, die Höhle betreten haben. Er selbst war dem Engländer hart auf den Fersen gefolgt. Schon von Tandur an kam er ihm immer näher. Kiladar hatte sich dort von ihm getrennt; er hütete sich, mit ihm zu gehen, und ließ ihn allein den Weg beschreiten, der, wie er wußte, in den Tod führte. Winter sah noch,

wie der Brite die Fackel anzündete, ehe er durch den Spalt eintrat. Daß die Explosion nicht sofort erfolgte, erklärte sich wohl dadurch, daß er nicht sogleich tiefer in die Höhle vordrang.

„Niemand wird mehr die Statue Schiwas sehen und die Schätze, die er behütete,“ sagte Dawud Ben Hulam. „Die Höhlen stürzten völlig zusammen, die Felsen zerschmetterten alles, was darunter verborgen lag.“

Lange schwiegen sie alle. Gleich einer großen Silberscheibe hing der Mond im Zenit; im Nachtwind rauschten die Palmen, durch deren dunkle Wipfel das Heer der ewig schweisgsamen Sterne schimmerte.

Mara schmiegte sich eng an Winter; leise flüsterte sie ihm zu: „Lawney hat schwer gebüßt.“

Winter fügte ernst hinzu: „Er fiel als letztes Opfer von Schiwa ka sans.“



Die schöne Polin

Roman von Horst Bodemer

(Fortsetzung und Schluß)

Der französische Ministerpräsident Briand hatte kurz vor dem ersten Juli die ungeduldig gewordene Deputiertenkammer auf die allernächste Zeit vertröstet und in seiner Rede durchblicken lassen, daß in kürzester Frist der Kampf mit unerhörten Anstrengungen irgendwo entbrennen werde; alle Vorbereitungen seien auf das sorgfältigste getroffen worden, Frankreich marschiere mit Riesenschritten dem endgültigen Siege entgegen. Noch vor dem Winter werde Deutschland, der „Friedenstörer“, niedergeworfen werden, samt seinem ganzen Anhang, den es zur Heeresfolge gezwungen habe. Dann werde es kein Pardon geben. Monsieur Briand schwelgte in Ausmalung der Umstände, unter denen der verhaßte Feind um Frieden werde bitten müssen.

Worte sind keine Laten — es war anders gekommen; unter ungeheuren Opfern an Menschen und Munition gelangten die verbündeten Franzosen und Engländer nur Schritt für Schritt vorwärts. Alle Augenblicke war in den Zeitungen prahlend der Durchbruch für die nächsten Tage angekündigt worden, aber er blieb aus. Hier und da wurde ein Geländestreifen, ein und das andere Dorf gewonnen, aber was war das, was man unter unsäglichen Opfern zurückerzwungen hatte? Eine Wüste.

Frankreichs Hilfsquellen, vor allem an Menschen, versiegten mehr und mehr, da kamen in der Deputiertenkammer für Monsieur Briand qualvolle Stunden; man setzte ihm tüchtig zu, und schließlich wurde beschlossen, einen parlamentarischen Ausschuß an die Sommesfront zu schicken.

Zu diesem gehörte auch Monsieur de Mervigny. Er hatte sich nicht mehr von den Rattenfängerworten, wie sie der glänzende Redner Briand zu gebrauchen verstand, einfangen lassen. Er sah schon längst die Wetterwand von Norden aufziehen, Frankreichs Verhängnis hieß bei ihm nicht mehr Deutschland, sondern England.

Mit acht anderen Deputierten und Senatoren war er beauftragt worden, den Teil der französischen Front zu besichtigen, der an die englische angeschlossen. Als Grund gab er an, daß er gern dahin wollte, weil dort Regimenter kämpften aus der Vendee, seiner engeren Heimat. Da war man bereitwillig einverstanden gewesen.

Schon als sich der Ausschuß auf dem Nordbahnhof in Paris zusammensand, hatte Mervigny spöttisch lächeln müssen; einige der Deputierten erschienen, den Stahlhelm auf die Denkerstirn gedrückt, andere trugen Rucksäcke auf dem Rücken, wieder andere erschienen in elegantem Straßenanzug und Lackschuhen. Die Herren würden es nicht eilig haben, in die Schützengräben zu kommen, mochten die Koffer, die sie mitnahmen, auch noch so groß sein. Mervigny trug Jagdkleidung, Kniehosen mit Wickelgamaschen, feste, mit Nägeln beschlagene Stiefel und eine bequeme Toppe mit vielen Taschen; auf dem Kopf einen weichen grau-grünen Filzhut. Ein Stahlhelm würde schon an der Front aufzutreiben sein. Weit war ja die Fahrt nicht, die man leider nicht ganz im Eisenbahnwagen machen konnte; man unterhielt sich erregt, was man besonders ergründen wollte. Mervigny saß stumm in einer Ecke, die Karte in der Hand; er würde Rancourt wiedersehen, den Vicomte und die Trümmer des Schlosses; Gaston hatte ihm geschrieben, daß nunmehr auch der Kampf um das Dorf entbrannt sei, so weit sei man endlich

doch gekommen, aber in den St.-Pierre-Baast-Wald einzudringen, sei bisher immer mißglückt; Monsieur de Mervigny werde die auch ihm lieb gewordene Gegend kaum wiedererkennen, die Hölle tobe da, vom Schloß stehe nur noch ein halber Turm, der älteste und dickste, sonst seien die Mauern nirgends mehr einen Meter hoch, und trotzdem hielten sich in den Kellern immer noch Infanterie und Maschinengewehre. Das sei Grund genug, um auch noch die letzten Trümmer von Ran-court vom Erdboden zu vertilgen.

Nur bis Amiens ging die Bahnfahrt, dort standen Kraftwagen bereit, um die Deputierten und Senatoren unter Führung von Generalstabsoffizieren zu den verschiedenen Frontabschnitten zu bringen; Mervigny gegenüber saß ein kleiner, beweglicher Südfranzose, die dunklen Augen hatten einen stechenden Blick, er kaute ohne Unterlaß an seinem struppigen, schwarzen Schnurrbart; einen knallroten Schlips hatte er um den niedrigen Kragen gebunden. Sonst war dieser Herr ein sehr redseliger Deputierter mit einer verletzend scharfen Zunge gewesen, heute sprach er kaum ein Wort, während der Kanonendonner, dem sie mit großer Geschwindigkeit entgegenfuhren, ihnen immer heftiger entgegenrollte. Dafür fragte der dicke Deputierte, der mit in dem Kraftwagen saß, den Generalstabsoffizier ohne Unterlaß. Vom Hundertsten kam er ins Tausendste; vor allem interessierten ihn die Einrichtungen der Etappen und die Munitionszufuhr zu den schweren Batterien, die ja ziemlich weit hinten stehen. Er tat dabei ungeheuer wichtig und versicherte ein über das andere Mal, daß ihn Monsieur Briand ganz besonders auf dies und jenes aufmerksam gemacht habe. Da öffnete der Mann mit dem roten Schlips seinen Mund

und sagte mit scharfer Betonung ein einziges Wort:
„Ekelhaft!“

Der Herr Deputierte und Freund des Ministerpräsidenten brauste auf; Mervigny sah ihn spöttisch an.
„Ich denke, Etappe und Munitionszufuhr zu den schweren Geschützen können wir zuletzt prüfen, die Hauptsache bleibt wohl, daß wir uns umsehen, wie es unsere tapferen Jungen im vordersten Schützengraben haben. Ob die mit Essen und Munition gut versorgt sind, darauf kommt es in erster Linie an!“

„Die schweren Geschütze entscheiden die Schlacht,“ warf der redselige Deputierte beharrlich ein.

Der Herr mit dem roten Schlips sagte gelassen zu Monsieur de Mervigny, mit dem er noch nie in seinem Leben ein Wort gewechselt hatte: „Es wird Deputierte geben, nach meiner Meinung, die sich in den vordersten Schützengraben schwerlich blicken lassen. Ich denke, Monsieur de Mervigny, wenn wir auch politisch nie einen Schritt zusammen gehen werden, zu den vordersten Schützengraben werden wir gemeinsam gelangen können.“

„Ich bin ganz Ihrer Meinung, Monsieur,“ sagte der Royalist verbindlich.

Der Mann mit dem roten Schlips nickte kurz; er schwieg, nahm seinen struppigen Schnurrbart wieder zwischen die Lippen und kaute auf ihm herum.

Gaston begrüßte Monsieur de Mervigny, als der Kraftwagen beim Oberkommando hielt; er sah bleich aus, sein Blick war unstet. Mervigny faßte ihn unter den Arm und führte ihn abseits: „Sehen Sie nicht unnötig da hinüber, Gaston; wie es Ihnen erging, ergeht es hunderttausend anderen. Ja, noch viel schlimmer, denn wenn die einmal nach ihrer Heimat zurückkehren, werden sie nicht wissen, wo sie ihr Haupt hin-

legen sollen. Man muß auf die sehen, denen es noch schlechter geht als uns; das ist jetzt aller Weisheit letzter Schluß!"

"Wenn wir wenigstens durchkämen," meinte der Vicomte mit finsterem Gesicht, "ich glaube nicht mehr daran."

Monsieur de Mervigny stöhnte auf: "Im Vertrauen, ich auch nicht. Nicht hier und nicht irgendwo anders. Und wenn wir selbst bis zum Rhein kämen, was bliebe dann noch von Frankreichs Heer übrig? England aber hat seine Schlachtflotte behalten und wird schwerlich, jedenfalls von uns ganz sicher nicht, wieder aus Nordfrankreich hinauszujagen sein!"

"Sie sind auch des Glaubens?" fragte Gaston erstaunt.

"Oh, nicht nur ich, die meisten Franzosen denken so; aber wer darf das wagen jetzt auszusprechen? Kommen wird aber der Tag! Gebe Gott, daß Frankreich dann nicht ganz hilflos am Boden liegt. Uns bleibt nur eine einzige Hoffnung, daß Deutschland doch noch auszuhungern ist, obgleich ich nicht alles glaube, was unsere Zeitungen zusammenschreiben!"

"Monsieur de Mervigny, welche Gemeinheit, gerade mir den Auftrag zu geben, die Meldung der Vernichtung meines Stammschlosses der Batterie zu überbringen und mir das entsetzliche Schauspiel ansehen zu müssen!"

"Die Engländer kennen keinen Herzenstakt, mein Lieber. Darüber ist sich die ganze Welt nun klar."

Ein Generalstabsoffizier kam, um Monsieur de Mervigny aufzufordern, einen Vortrag mit anzuhören, den man den Herren Deputierten und Senatoren über die Kriegslage halten werde.

„Also auf Wiedersehen heute abend oder morgen, Gaston! Ich werde meine tapferen Vendeer in dem vordersten Schützengraben auffuchen.“

Als wolle man den acht Herren Deputierten und Senatoren, die diesen Frontabschnitt besichtigten, ein besonders grausiges Schauspiel geben, spien die französischen und englischen Batterien ein wahnsinniges Trommelfeuer auf die deutschen Gräben. Auch Monsieur de Mervigny trug jetzt einen Stahlhelm. Je näher die Herren der Kampffront kamen, um so weniger wurden es; die ersten blieben schon bei einem Divisionsunterstand, „um sich noch genauer gerade über diesen Abschnitt unterrichten zu lassen“. Als man durch zererschossene Laufgräben klettern mußte, zog es auch der Rest, mit Ausnahme von Mervigny und dem Manne mit dem roten Schlips, vor, in einem Brigadeunterstand sich „unterrichten“ zu lassen. Wenn auch die Deutschen das rasende Trommelfeuer nur mit halber Kraft erwiderten, furchtbar genug lag es auf den Schützen- und Laufgräben. Der Offizier, der den Befehl hatte, die Herren Deputierten und Senatoren zu begleiten, machte ein spöttisches Gesicht; an dem Unterstand des Regimentskommandeurs würden auch diese beiden mutigsten nicht vorbeikommen. Da schlug eine schwere deutsche Granate fünfzig Meter seitwärts des Annäherungsgrabens ein und überschüttete die drei mit Erde, der Luftdruck warf sie gegen den Grabenrand; aus den Augenwinkeln mußten sie sich den Schmutz wischen, der Offizier rief ihnen durch den Lärm zu: „Da ist der Unterstand des Regimentskommandos!“

Die beiden kletterten weiter auf allen vieren über ein eingeebnetes Grabenstück, weiter nach vorn; sie gingen an Leuten vorbei, die an den Fernsprechleitungen

ausbesserten, Leichtverwundete kamen ihnen entgegen, die den ersten Verband trugen und sich nach rückwärts begaben. Da lagen drei Tote, bis zur Unkenntlichkeit von einem Volltreffer entstellt.

Der Mann mit dem roten Schlips blieb stehen, sah lange auf sie und wendete dann den Kopf Mervigny zu, dem die Kletterei in seinem Alter recht beschwerlich geworden war. Die beiden Männer nickten sich zu, und auf einmal streckte der Sozialist dem Monarchisten über die drei Toten die Hand entgegen; keiner sagte ein Wort, sie hätten sich anschreien müssen, um sich zu verständigen; sie verstanden sich auch so. Fest drückte Mervigny die Hand des anderen; hier gab es keine Parteien mehr.

Eine Viertelstunde später hatten sie den vordersten Graben erreicht. Ein Regiment aus der Vendee lag in den b.schossenen Unterständen, stand an den Schzschlügen. Wettergebräunte Männer, hager die harten Gesichtszüge, tief lagen die Augen, mit Rissen in den Uniformen, mit Schmutz bedeckt.

Es lief wie ein Lauffeuer die Gräben entlang: „Monsieur de Mervigny ist bei uns.“ Die Posten drehten sich einen Augenblick um, lächelten ihm einen Gruß zu, aus den tiefen Unterständen tauchten Gesichter auf. Stimmen wurden laut: „Monsieur de Mervigny!“ — „Monsieur de Mervigny!“

Er wurde in einen Unterstand hineingezogen.

„Was macht Madame de Mervigny?“ — „Wenn Sie bei uns sind, werden wir es denen da drüben geben!“

Man reichte ihm die Hände.

Der mit dem roten Schlips war hinter Mervigny in den Unterstand geklettert; da empfing ein Mann seinen Lohn, der auf seine Weise viel Gutes getan hatte. Es gab verschiedene Wege, über jeden ließ sich streiten; die

große Stunde weitete das Gesichtsfeld eines Menschen, der in seinen Anschauungen bisher ein Fanatiker gewesen war.

„In zwei Stunden treten wir zum Sturm an auf Rancourt. Wenn wir nur erst den St.=Pierre=Baast=Wald hätten,“ sagte einer, „dann sollten sich die Boches wundern!“

„Ich stürme mit euch, meine tapferen Jungen aus der Vendee.“

Sie boten ihm Waffen an, er lehnte ab.

„Ich bin ja unter euch und in Gottes Hand!“

Als sich die Sturmtruppen in den vordersten Gräben sammelten, stand Monsieur de Mervigny an einem Schloß, durch den benachbarten sah der Mann mit dem roten Schlips. Das Trommelfeuer hatte sich fortgesetzt gesteigert; da drüben gab es nur noch Granattrichter; Rauchschwaden wälzten sich in grünlicher und gelblicher Färbung am Boden hin. Mervigny sah die Trümmer von Schloß und Dorf Rancourt, das Herz krampfte sich ihm zusammen; war denn dort drüben überhaupt noch Leben? Und die deutsche Artillerie mußte auch zum guten Teil niedergekämpft sein, sonst hätte sie doch viel heftiger geantwortet. Gerade, als Mervigny der Gedanke durch den Kopf zuckte, saß eine Granate mitten im Graben, bewarf ihn mit Schutt und Trümmern, ein Mann flog gegen ihn. Herrgott, das war ja der Deputierte mit dem roten Schlips! Er beugte sich über ihn, der Atem ging ihm schwer von Qualm und Rauch.

„Mon—sieur?“

Der richtete sich auf, sah einen Augenblick verwirrt um sich, dann auf seine Uhr am Handgelenk, sie war entzweigegangen.

„Bitte, wie spät ist es?“

„Noch sieben Minuten bis zum Sturm!“

„Ah, das ist gut, dann bin ich wieder in Ordnung!“

Er kauerte sich neben die übrigen an den Rand des zerschossenen Schützengrabens, der nach dem Feinde zu lag, und sagte kein Wort mehr.

Mervigny aber blickte wieder durch den Sechschlig; durch die gewaltige Lufterschütterung war starker Wind entstanden, Rancourt wurde deutlich sichtbar, das wenige, was davon übrig geblieben war. Der St.-Pierre-Baast-Wald da oben, wie sah er aus: kaum ein Ast saß mehr an den Stämmen, die als Stümpfe trostlos sich gegen den Himmel reckten. Weiter abwärts lag der Park des Schlosses; da ragte kein Baumstamm mehr drei Meter über den Boden. Dort der Trümmerhaufen war das Erbbegräbniß; Henri Mervigny rieselte eisiges Grauen über den Rücken — nicht einmal die Grabesruhe wurde seinem Freunde Louis Rancourt gegönnt, vielleicht war eines der Millionen Stäubchen, die er auf seinem Anzug trug, Asche von ihm. „Armer Freund,“ dachte er, „und dein Sohn ist ein Hasenfuß,“ der Gedanke war ihm besonders bitter. Er drehte sich um; da standen die guten Jungen aus der Vendee, mit verzerrten Gesichtern; nur wenige Minuten noch, dann begann der Sturm.

Er brach los; mit jähem Ruck wurde das Feuer der Geschütze weiter nach hinten verlegt, damit die drüben keine Unterstützung heranzuführen konnten. Da wurde es in den deutschen Geschützstellungen lebendig; sie waren nicht niedergekämpft, hatten ihre Munition geschont, die Rohre nicht heiß geschossen; die leichteren Batterien sandten ihren Eisenhagel in die Gräben, dicht davor, die schweren legten nach hinten einen Sperr-

riegel. Da stand Henri Mervigny mit seinen Bändeern in der Höhle. Er sprang vor, hob den Stock: „En avant! — En avant!“

Sie stürzten vor; da drüben in den Granattrichtern, den zerschossenen Unterständen konnte ja kein Mensch mehr leben. Und doch pfften Infanteriegeschosse ihm um die Ohren, Maschinengewehre fingen an zu sikheln; dort schrie ein Mann auf, da stürzte einer lautlos zusammen, und die Schrapnelle plakten fast alle in richtiger Höhe vor den Sturmreihen.

„En avant!“ — „En avant!“ riefen Mervigny und der Deputierte, der mit ihm zu diesen tapferen Jungen gekommen war; sein roter Schlips war verrutscht, flatterte im Winde. Plötzlich machte der Sozialist einen Rucksatz, lag dann einen Augenblick auf den Knien und stürzte nach vorn um.

„En avant!“ — „En avant!“ Mervigny und die Offiziere schrien es durch das Krachen, Pfeifen, Sauchen; die Worte wurden ihnen vom Munde gerissen.

„En avant!“ — „En avant!“

Da war so ein Granattrichter, Schnellfeuer pffte ihnen um die Ohren; Leute von den Sturmtrupps warfen Handgranaten in die Trichter, Handgranaten kamen von drüben geflogen.

„En avant!“ — „En av . . .!“

Dicht vor Henri Mervigny war eine Handgranate geplatzt, zerstückte das Gesicht; mit bloßgelegtem Hirn lag er neben seinen tapferen Bendeern. Ein Mensch mit seinen Fehlern, aber ein ritterlicher Mann, ein Kämpfer für seine Überzeugung. Frankreich hatte an diesem Tage, an diesem Abschnitte zwei Deputierte verloren, deren es sich nicht zu schämen brauchte.

Im Gegenstoß hatten die Deutschen den Feind, der

ungeheure Verluste erlitten, in seine Gräben zurückgeworfen; Rancourt und der St.-Pierre-Baast-Wald verlangten ganz andere Opfer noch, ehe sie die wenigen hundert Meter zurückgingen. Die Tapferen aus der Vendee hatten Henri Mervigny mit zurückgeschleppt, den ließen sie nicht in Feindeshand. Auch der Abgeordnete mit dem roten Schlips war zurückgebracht worden.

Als Gaston Rancourt erfuhr, daß sein väterlicher Freund gefallen, stürzten ihm die Tränen aus den Augen; ihm war, als wanke nun erst eigentlich der Boden unter seinen Füßen, jetzt fühlte er, was Henri Mervigny auf seinem Lebensweg gewesen war, sein guter Geist, ein milder Richter, ein nachsichtiger Gläubiger. In der Nacht hatten ihn seine Landsleute zurückgebracht zum Korpskommando. Ältere Männer schluchzten; sie deckten ihre schmutzigen Taschentücher über das zerfetzte, halb verbrannte Gesicht und knieten nieder.

Im Korpskommando herrschte Bestürzung; man hatte geglaubt, mit einem sicheren, wenn auch bescheidenen Erfolge rechnen zu dürfen, aber die deutsche Artillerie war in den letzten Tagen an diesem Frontabschnitt ungeheuer verstärkt worden. Wie brachten die Deutschen, von aller Welt abgeschlossen, das fertig? Der Nachrichtendienst hatte wieder einmal nicht gründlich gearbeitet; da mußte noch mehr, noch viel mehr getan werden.

Gaston Rancourt hatte mit Genehmigung des Kommandos an Madame de Mervigny telegraphiert. Als er um die Erlaubnis gebeten hatte, war ihm gesagt worden: „Bringen Sie morgen früh in einem Kraftwagen, der Ihnen zur Verfügung gestellt wird, die Leiche nach Paris und übergeben Sie sie dort Madame

de Mervigny. Den Kraftwagen schicken Sie sofort zurück; Sie aber melden sich im Kriegsministerium bei der Spionageabteilung, Sie sind schon seit längerer Zeit vorgesehn, nach Deutschland zu gehen.“ Das hieß für Gaston Rancourt in den Tod. Möglich war, daß er irgendwie Maria sehen konnte, es mußte möglich sein, er fühlte es, sie war jetzt sein letzter Halt und hoffentlich seine Rettung.

Als der Vicomte am Palais Mervigny vorfuhr, traf er nur den alten Haushofmeister an. Mit ihm trug er die Leiche ins Schlafzimmer und befahl, Madames Räume herzurichten, sie werde im Laufe des Tages ankommen. Als er erst am Abend, fahl wie eine Kalkwand, aus dem Kriegsministerium zurückkehrte, stand Madame de Mervigny gefaßt neben der Leiche ihres Mannes; nur zwei Lichter brannten zu Häupten des Toten. Mit grauenvoll zerfetztem Gesicht lag der Kopf in den Kissen. Gaston küßte Madame de Mervigny tief ergriffen die Hand. Dann sagte er stoßweise: „Ich werde den edelsten Menschen, den ich kennen gelernt, leider nicht mit zur letzten Ruhe begleiten können. Ihnen darf ich es wohl sagen, Madame, im tiefsten Vertrauen, ich muß morgen früh nach Genf reisen und dann weiter nach Deutschland als — Spion.“

Da umarmte Marguerite Mervigny Louis Rancourts Sohn, küßte ihn stumm auf die Stirn, auf die Augen und dreimal auf den Mund. Während er sich totenbleich tief vor ihr verneigte, schlug sie das Kreuz über ihn.

Maria erfuhr aus den deutschen Heeresberichten, daß der Kampf um Rancourt tobte; das schöne Schloß würde vollständig zerstört sein, und das Erbbegräbnis,

in dem ihr Kind ruhte. Sie weinte viel; der Kaplan aber verstand sie aufzurichten: „Gewiß, es ist entschliclich, aber man muß es als aufrechter Christ ertragen; alle Prüfungen, und mögen sie noch so schwer sein, sollen uns zum Besten dienen. Ich kenne ja den Herrn Vicomte viel zu wenig, aber meinen Sie nicht, daß es ihm nun leichter werden wird, für immer zu uns nach Polen zu kommen?“

Es war eine Hoffnung für die junge Frau; aber immer wieder überfielen sie Zweifel, denn Gaston war viel zu verwachsen mit Rancourt, mit seinem Vaterlande, er würde sich nicht loslösen können. Und das war nur recht. Dann wieder dachte sie, daß es möglich sein mußte, ihn hier zu fesseln. Mittellos war er, sie aber lebte in auskömmlichen Verhältnissen. Der Graf Pollarsky hatte ihr gesagt, daß das russische Gerichtsurteil nun alle Kraft verloren habe, und wenn es je wieder ausgegraben werde, dann wäre er und andere da, um seine Haltlosigkeit beweisen zu können. Der neue Staat Polen, der im Entstehen sei, werde aber naturnotwendig hohe Anforderungen an die Zahlungsfähigen stellen. Zu diesen Opfern war Maria mit Freuden bereit. Es mußte gut stehen um die Sache des Vaterlandes, denn der alte Graf Pollarsky war voller Hoffnung; er rühmte das Entgegenkommen Deutschlands und Osterreich-Ungarns. Nur eine Gefahr sei zu überwinden, sagte er, daß Heißsporne zu viel fordern könnten.

Eines Tages ließ sich ein Graf Buttolinsky bei ihr melden; sie hatte den Namen nie gehört, aus der Umgebung von Lomsha stammte er nicht. Sie empfing ihn. Ein älterer Herr war es, er küßte ihr die Hand: „Ich habe Ihnen Grüße von Ihrem Gemahl zu über-

bringen; ich traf ihn in der Schweiz, wo ich mich im Auftrage Polens aufhielt.“

„Warum schrieb er nicht an mich, wenn er in der Schweiz war? Das würde doch möglich gewesen sein. Gewiß haben Sie einen Brief von ihm an mich! Bitte, geben Sie ihn mir sofort!“

Tränen standen in ihren blauen Augen. Der Graf sah sie mitleidig an: „Ich bedaure, aber das durfte ich nicht tun; wir hatten den Regierungen der Mittelmächte unser Ehrenwort gegeben, nichts Schriftliches mit heimzubringen, und unter den heutigen Umständen war die Forderung vollauf begründet. Wir hatten den Auftrag, unsere Landsleute, die in der Schweiz lebten, aus politischen Gründen in die Heimat zurückzurufen. Ihr Herr Gemahl arbeitete gegen uns, von einem französischen Offizier war das nicht anders zu verlangen. Ich lernte ihn durch Herrn v. Brassowsky kennen. Es heißt, er bat mich, um Thretwillen mit dem Herrn Vicomte Fühlung zu suchen!“

Maria senkte den Blick, wurde über und über rot, und erwiderte rasch: „Der gute Stanislaw Felician Brassowsky. Ich hoffe dennoch, mein Mann wird nach dem Kriege Anschluß an Polen finden. Erzählen Sie mir, bitte, von ihm, geht es ihm gut? War er auch nicht krank?“

Der Graf berichtete, er habe ihn ganz munter getroffen; allerdings ein wenig bedrückt, weil er so lange von seiner Frau getrennt leben müsse, und weil sein Schloß vollkommen vernichtet worden sei. Die junge Frau hielt sich das Taschentuch vor die Augen, dann ging ihr der Gedanke durch den Kopf: wenn Gaston bedrückt war, so hatte es auch sein Gutes; es würde ihm leichter werden, einzusehen, daß hier, an ihrem Herzen, künftig seine Heimat sein mußte.

Der Graf sagte ihr später noch: „Monsieur de Mervigny, den Sie ja auch sehr verehrt haben sollen, ist vor Rancourt gefallen.“

„Wie schrecklich! Was war er uns, vor allem meinem Manne.“

Ehrlich schmerzte es sie, aber dann drängte sich der Wunsch, Gaston an ihre Seite hierher zu zwingen, wieder in ihren Sinn; mit Monsieur de Mervigny hatte Gaston seine beste Stütze verloren, nun war er ganz auf sie angewiesen. Schließlich ließ sich Graf Buttolinsky nicht mehr halten, er sagte, Graf Pollarsky warte ungeduldig auf seinen Bericht; aber er habe doch nicht verfehlen wollen, den kleinen Umweg zu machen und seiner Landsmännin, von der er so viel Gutes gehört, schnell mitzuteilen, daß der Herr Gemahl wohl und munter sei.

Ganz anders berichtete er dem Grafen Pollarsky über den Vicomte de Rancourt: „Man hat in der Schweiz durch ihn uns die Arbeit bitter schwer gemacht. Dieser Franzose verfügt über ein unglaubliches Mundwerk, und das Geld rollt ihm nur so durch die Finger; er verspricht unseren Landsleuten das Blaue vom Himmel herunter und droht ihnen dann wieder. Deutschland werde nächstens ausgehungert sein, in der Schweiz verspüre man doch den Hunger auch schon; die große englische Flotte schnüre die Lebensfähigkeit der Mittelmächte immer enger ein, außerdem gehe es, wenn auch nur langsam, doch entschieden vorwärts; auf einen Durchbruch habe man es gar nicht abgesehen, der würde unheimliche Menschenmassen kosten, er gäbe das willig zu. Man binde aber die Hauptkräfte des Feindes. In der Bukowina dränge deshalb Rußland immer weiter vor, Rumänien habe auch losgeschlagen, ob die Mittelmächte schließlich ein Stück dort in das Land

hineindrängen, hätte wenig zu sagen, vielleicht wäre es sogar eine Falle; auf einmal breche Sarrail von Saloniki aus vor, quetschte die Bulgaren in Stücke, in Serbien werde ein Aufstand vorbereitet, dann müsse Mackensen die Waffen strecken. Ja, was man eigentlich glaube? Wolle man von Rußland günstige Lebensbedingungen, für die sich England und Frankreich verbürgten, erlangen, die Rußland ja feierlich versichert habe, dürfe man jetzt, vor der Stunde der endgültigen Entscheidung, nicht den Verbündeten in den Rücken fallen, sonst sei für Polen nichts zu erwarten, für das Polen, das nach Friedensschluß auch Galizien, Schlesien, Posen und Westpreußen umfassen werde. Was uns die Mittelmächte böten, sei viel weniger."

"Dafür aber um so sicherer," sagte Graf Pollarsky überzeugt.

"Unbedingt! Hören Sie, man müßte den Vicomte unschädlich machen," meinte Buttolinsky zögernd, "obgleich es mir um seine junge Frau leid täte!"

"Ich bin nicht für Hinterlist," sagte Pollarsky entschieden.

"Ich auch nicht, das wird auch nicht nötig sein. Die Gegenspionage brachte heraus, daß der Vicomte auch nach Deutschland gehen soll."

Der alte Graf ballte die Faust, hieb mit ihr durch die Luft: "Dann freilich wäre rücksichtslos zu handeln; wir haben alles auf eine Karte gesetzt, lieber Buttolinsky; gnade uns Gott, wenn die Russen wiederkämen. Erst das Vaterland! Das fühlt auch Maria Derzschwinewska. Muß der Vicomte für Polen geopfert werden, bringe ich sie — und andere auch über diesen Schicksalsschlag noch allmählich hinüber."

Im Kriegsministerium hatte man den Vicomte de Rancourt nicht lange gefragt, ob er den Auftrag übernehmen wolle. Es war ihm befohlen worden, sich nach Deutschland über Genf zu begeben und möglichst festzustellen, wie es um die deutsche schwere Artilleriereserve stand. Unzählige Spione der Entente waren in Deutschland, sie meldeten ganz gut; die deutsche Heeresleitung aber verstand es meisterhaft, ihre Pläne bis zum allerletzten Augenblick streng geheimzuhalten. Schließlich war das nicht einmal ein so großes Wunder, denn der Vierbund brauchte nicht auf die Zukunft zu vertrauen und durch die Zeitungen allerlei Andeutungen über „kommende große Ereignisse“ zu verbreiten, gewaltige Schläge, „die den baldigen Sieg verbürgten“. In der Lage, in der sich besonders Frankreich befand, mußte auf die leichte Erregbarkeit seiner Bevölkerung Rücksicht genommen werden. Mit Geld und Pässen war Gaston Rancourt gut versehen, das weitere werde er von dem Spionagebüro der Verbündeten in Genf erfahren, dessen Weisungen er unbedingt zu befolgen habe.

Auf der Reise nach der Schweiz grübelte er fortwährend darüber nach, wie er sich um die Spionage in Deutschland drücken könne; der Aufgabe fühlte er sich durchaus nicht gewachsen. Dazu mochten die Nachthaber in Paris allerlei schiffbrüchige Leute verwenden, die nichts mehr zu verlieren hatten als das Leben, aber nicht den Vicomte de Rancourt, der ihnen aus vielen Gründen später einmal lästig werden konnte. Und er hatte Glück. Der Leiter des Spionagebüros in Genf sagte zu ihm: „Sie sprechen ja geläufig Polnisch, sind mit einer Polin verheiratet, Deutschland und Oesterreich-Ungarn sind eifrig an der Arbeit, die in der

Schweiz lebenden Polen auf ihre Seite hinüberzuziehen; die Verhandlungen werden in Zürich geführt, reisen Sie dahin, und versuchen Sie, den Leuten beizubringen, daß sie von den Mittelmächten nichts, von uns aber alles zu erwarten haben!“

Der Auftrag war Gaston Rancourt willkommen, denn seine Durchführung brachte ihn nicht in Lebensgefahr; wenn er einmal in Zürich war, würde er schon dafür sorgen, daß man ihn so schnell nicht nach Deutschland schickte. Er sagte zu dem Leiter des französischen Spionagebüros: „Dazu fühle ich mich wirklich geeignet; ich glaube bestimmt, Frankreich wesentliche Dienste leisten zu können. Von der schweren Artillerie hingegen verstehe ich gar nichts, ich war Keimser Kürassier; aber wenn man vom Kriegsministerium einen so ehrenvollen Auftrag erhält, möchte man doch nicht widersprechen, das könnte sonst zu Mißdeutungen Anlaß bieten.“

Der Leiter des Büros, ein mit allen Hunden gehefter Mensch, durchschaute den Vicomte sofort: „Wir werden sehen! Alles wird sich nach den Erfolgen richten, die Sie hoffentlich aufzuweisen haben.“

Einige Tage später blieb Gaston Rancourt auf dem Limmatkai in Zürich wie angewurzelt stehen; ihm war, als habe er einen Schlag vor die Brust bekommen. Es war keine Täuschung möglich, da drüben ging Brassowsky plaudernd mit einigen Herren spazieren. Der eine mußte Graf Buttolinsky sein, der Führer der aus Russisch-Polen gekommenen Abordnung; er war ihm genau beschrieben worden. Da erwachte in Gaston neben der Liebe zu Maria die Eifersucht; vielleicht war dieser Brassowsky in den letzten Monaten sehr oft mit seiner Frau zusammengewesen — und er hatte so lange

nichts von ihr erfahren. Wäre es ihr ernstlicher Wille gewesen, hätte es ihr zweifellos möglich sein müssen. Keine Zeile hatte er von ihr seit langem erhalten. Hatten die Briefe ihn nicht erreicht, oder hatte sie nicht an ihn schreiben wollen? Klarheit mußte er haben, um jeden Preis. Er versuchte, durch die in Zürich lebenden Polen an Brassowsky heranzukommen, der lehnte ab, sorgte aber dafür, daß er mit dem Grafen Buttolinsky bekannt wurde. Viel wußte der nicht mitzuteilen, immerhin doch so viel, daß Maria wohl und munter sei, wie ihm Brassowsky gesagt, der sie einmal gesprochen habe; einen Brief Gastons mitzunehmen, lehnte der Graf ab. „Ich werde von Ihrem Wohlbefinden Ihrer Frau Gemahlin gern Mitteilung machen, und von dem, was Sie mir sonst sagen, soweit ich das beantworten kann; mehr zu tun, ist mir unmöglich!“

Das Zusammensein dauerte nicht länger als zehn Minuten, mit förmlicher Verbeugung verabschiedeten sie sich voneinander. Sie standen ja in verschiedenen Heerlagern.

An Gaston Mancourt zehrte Eifersucht und Sehnsucht; in seinen Entschlüssen wurde er oft schwankend. Kam es in diesem Weltkriege, in dem sich Millionen gegenüberstanden, auf eine Handvoll Polen an, die in der Schweiz wohnten und von denen aus Fäden zu ihren Landsleuten nach den Vereinigten Staaten von Amerika liefen? Das war doch eigentlich Unsinn, sich jetzt mit dergleichen zu befassen, es standen ganz andere Werte auf dem Spiele. Und letzten Endes entschied doch das Waffenglück. Hier war er seines Lebens sicher, verbrachte die Tage angenehm, über Geld verfügt; er in Hülle und Fülle, und er konnte reden, reden, reden. Außerdem war nicht abzustreiten, daß er einigen Erfolg

hatte; den verdankte er allerdings in erster Linie dem berühmten todkranken polnischen Dichter Sienkiewicz, der den Dingen sehr abwartend gegenüberstand; aber Gaston maßte sich nach seiner Gewohnheit alles Verdienst zu.

Als die Abgesandten aus Russisch-Polen wieder abgereist waren, erhielt der Vicomte den Befehl, mit den neu erhaltenen Aufträgen und Pässen sich unverzüglich nach Deutschland zu begeben, die Mittelsmänner, denen er zu berichten hatte, waren ihm bekannt. Sicher wurde er über die deutsche Grenze gebracht.

Er fuhr nach Norden, hielt sich hier und da auf, ständig in Angst, erwischt, an die Wand gestellt und totgeschossen zu werden; Spione mußten ganz anders vorgebildet sein als er. Vielleicht waren die meisten schon von den Deutschen unschädlich gemacht; die Zeitungen meldeten ja den Fang von Spionen nicht. Er war sicher viel zu ungeschickt. Was er in den ersten zehn Tagen erfahren, war nicht der Rede wert. In der Nähe von Kassel hatte er eine Unterredung mit dem Leiter einer Spionageabteilung in Deutschland; der sagte ihm: „Das ist gar nichts, was Sie mir da bringen. Sie sehen sehr gut aus, wie ein deutscher Offizier! Ich stecke Sie in eine deutsche Offiziersuniform, die nötigen Ausweise — in völliger Ordnung — erhalten Sie übermorgen von mir, und dann fahren Sie nach Osten bis Schneidemühl. In Berlin halten Sie sich längere Zeit auf, gehen dort nur abends in Uniform aus, fragen die Leute aus auf den Bahnhöfen, aber nicht zaghaft; im Befehlstone. Ein Beispiel: Fällt Ihnen ein leicht angetrunkenen Soldat auf, so reden Sie dem Mann gut zu, nicht mehr zu trinken, rufen einen Kameraden oder Unteroffizier heran, möglichst von demselben Truppenteil, und befehlen ihm, Achtung auf den Kame-

raden zu geben; bei geschicktem Ausfragen, ganz nebenbei, kann man viel herausholen. In Schneidemühl haben Sie am dritten November einzutreffen, dort wird Ihnen ein deutscher Soldat mit der Nummer 281 auf der Achselklappe, der eine Mappe unterm Arm trägt, im Bahnhofswartezimmer zweiter Klasse, halb zwölf mittags, einen dicken Brief überreichen, der alles enthält, was Sie wissen müssen oder benötigen, Geld und Ausweise. Sie lesen den Brief in seiner Gegenwart und geben ihm, nachdem Sie getan, als ob Sie etwas unterschrieben hätten, die Nachrichten, die Sie mir zu machen haben, mit. Reden Sie dabei nicht viel; melden Sie auch das, was Sie für gänzlich unbedeutend halten. An der Somme ist der Vormarsch einstweilen eingestellt worden, uns kommt es jetzt darauf an, die deutschen Truppenverschiebungen genau kennen zu lernen, über Neuformationen werden wir von anderer Seite unterrichtet; was Sie aber davon erfahren, melden Sie natürlich auch."

Der Vicomte biß die Zähne aufeinander; nun war er im Hexenkessel und sah vorläufig keinen Ausweg, aus ihm herauszukommen. Schneidemühl liegt in der Provinz Posen. Dort könnte er die neuen Befehle pünktlich entgegennehmen, ob er sie aber ausführte, würde sich erst finden. Er war dann nicht sehr weit von Maria, vielleicht gelänge es ihm, sich bis zu ihr durchzuschlagen. Er hielt sich dann bei ihr verborgen, meldete von dort aus über Kassel, daß er in Polen viel nützlichere Arbeit leisten könne, ein wenig Unwahrheit mehr oder weniger, darauf kam es ihm nicht an. Warum vertraute man ihn auch, gänzlich unvorbereitet, mit Aufgaben, zu denen er sich nicht eignete.

Stanislaw Felician Brassowsky hatte in Berlin dienstlich zu tun gehabt und fuhr von da nach Thorn; als der D-Zug in Küstrin hielt, stand er an einem Fenster des Ganges, ließ den Blick gleichgültig über die einsteigenden Reisenden gleiten. Küstrin war während des Krieges zu einer starken Festung ausgebaut worden, um die Oder und Berlin zu decken; an den Befestigungsanlagen war noch gearbeitet worden, als die deutsche Heere längst in Polen standen. Sein Augenmerk haftete an einem schlanken Offizier, der in der Hand eine große Gepäcktasche trug. Er hielt den Kopf gesenkt, trotzdem kam er ihm bekannt vor. Er hatte in der letzten Zeit so viele deutsche Offiziere kennen gelernt, es wäre kein Wunder gewesen, wenn er mit einem dieser Herren zufällig hier zusammentraf. Als sich der Zug wieder in Bewegung setzte, ging er in sein Abteil; im Augenblick, da er eintrat, legte der Offizier seine Handtasche in das Gepäcknetz. Als er sich umdrehte, zuckten beide zusammen. Der Vicomte de Rancourt war es, in deutscher Offiziersuniform, also ein Spion.

Brassowsky faßte sich zuerst; die übrigen Reisenden achteten nicht auf die beiden; sie lasen oder unterhielten sich.

„Guten Tag, mein Lieber,“ sagte der Pole ruhig. „Wollen wir uns nicht in den Speisewagen begeben und etwas frühstücken?“

„Ich wollte es eben tun, Herr v. Brassowsky,“ antwortete Gaston de Rancourt mit gepreßter Stimme; sein Herz schlug in jähen Schlägen, er mußte alle Kraft zusammennehmen, um nicht zu wanken.

„Dann kommen Sie schnell, sonst finden wir keinen Platz mehr.“

Brassowsky ging voran; tausend Gedanken zuckten

durch seinen Kopf; er konnte unmöglich Maria Derzschwinewskas Mann den deutschen Behörden ausliefern, und doch war es seine Pflicht, denn er gehörte zu den Vertrauensleuten, mit denen die Mittelmächte verhandelten. In den allernächsten Tagen sollte die Wiederaufrichtung des Königreichs Polen zur Tatsache werden. Wer Deutschland schädigte, schädigte auch Polen. Wenn Maria Derzschwinewska nicht gewesen wäre, keinen Augenblick würde er Bedenken gehabt haben, den Vicomte den Behörden zu übergeben; ein Ausweg mußte sich aber finden lassen. Da blieb er in dem Gang stehen, sah Gaston Rancourt fest an, sagte leise: „Ich möchte Sie schonen, wenn es irgend möglich wäre; Sie wissen weshalb. Steigen Sie auf der nächsten Station aus und kehren Sie sofort nach der Schweiz, nach Frankreich zurück. Nach drei Tagen werde ich den deutschen Militärbehörden bekanntgeben, daß Sie in der Uniform eines deutschen Offiziers spionieren; sind Sie dann noch nicht über der Grenze, werden Sie ganz bestimmt binnen vierundzwanzig Stunden erwischt. Es ist das Äußerste, was ich für Sie tun kann.“

Der Vicomte griff kraftlos nach einem der Messingstäbe am Fenster, totenbleich war er geworden; er war in die Hände eines Mannes geraten, der ihn ja doch vernichten wollte, um den Weg zu Maria frei zu haben. Brassowsky wollte sich nur decken, damit ihm Maria nicht die Tür wies.

„Ich muß nach Schneidemühl, weiter komme ich überhaupt nicht,“ sagte er tonlos.

Scharf musterte ihn Stanislaw Felicyan Brassowsky, dann erwiderte er: „Also auch das noch; in drei Tagen müssen Sie Deutschland verlassen haben. In Oesterreich würden Sie auch abgefangen werden.“

Ich will nichts weiter wissen! Da ich es mit den Mittelmächten halte, können Sie sich vorstellen, in welcher peinlicher Lage ich mich befinde. Und nun gehen Sie in den Speisewagen, ich werde hier bleiben, denn ich könnte sonst auch verdächtig werden.“

Gaston Rancourt taumelte mehr, als er ging. Brassowsky drehte sich um. Er wollte im Gange stehen bleiben; kam der Vicomte aus dem Speisewagen zurück, mußte er nochmals an ihm vorbeigehen. Wenige Schritte hatte er erst getan, da splitterte eine Fensterscheibe; er fuhr herum, der Vicomte kämpfte mit zwei Zivilisten, die ihn zu überwältigen suchten. Wie angewurzelt blieb er stehen, ein Schuß krachte: Gaston Rancourt hatte die Hand frei bekommen und sich eine Kugel durch die Schläfen geschossen: leblos sank er zu Boden.

Um nicht zu Unrecht in Verdacht zu kommen, eilte Brassowsky durch die aufgeregten Reisenden zu seinem Abteil, sagte mit fliegendem Atem: „Soeben ist ein Spion in Offiziersuniform festgenommen worden, anscheinend hat er sich erschossen, ich will die Handtasche schnell den Kriminalbeamten geben!“

Man drängte hinter ihm her, nicht frei von Mißtrauen. Er gab den Beamten die Handtasche und zog seinen Ausweis vor, der von dem deutschen Generalgouverneur in Warschau unterschrieben war. Die Beamten zogen höflich die Hüte.

Stanislaw Felician Brassowsky sah auf den Toten, der in einer Blutlache lag, nur der eine Gedanke erfüllte ihn: wie würde Maria Derzschwinewska die Nachricht ertragen?

Die Unabhängigkeit Russisch-Polens war in Warschau feierlich verkündet worden; durch das ganze Land flog

durch den Draht die Kunde. Von Lomsha aus wurde jeder Ort auch der weiteren Umgebung durch Fernruf oder durch reitende Boten von dem Ereignis verständigt. Der weiße Adler erlebte seine Auferstehung; überall wurde der Tag unter ungeheurem Jubel gefeiert. Auch auf Marias Besichtigung. Sie faßte die Lat auf als ein Anzeichen des herannahenden Friedens und dankte Gott für den Tag auf den Knien. Nun würde sie bald mit Gaston wieder vereinigt sein, der hier im freien Polen eine neue Heimat finden sollte, finden mußte.

Bei der Feier in Warschau war Stanislaw Felician Brassowsky mit dem alten Grafen Pollarsky zusammengetroffen, der sich in ganz ausgelassener Stimmung befand. „So ernst heute?“

Brassowsky erzählte, was sich zwischen Rüstzin und Schneidemühl vor wenigen Tagen ereignet hatte.

Pollarsky sah ihn mißtrauisch an: „Verhielt sich wirklich alles so, wie Sie es mir geschildert haben? Ich verlange Ihr Wort als polnischer Edelmann!“

„Mein Ehrenwort! Ich verschwieg nichts und habe nichts hinzugesetzt.“

„Und die junge Frau weiß noch von nichts?“

„Ich glaube es nicht. Solche Ereignisse dürfen jetzt nicht an die Öffentlichkeit kommen.“

„Dann müssen Sie zu Maria Derzschwinewska gehen!“

„Ich?“ sagte Brassowsky bestürzt.

„Gewiß; Sie müssen es tun.“ Ein weicher Ausdruck trat in Pollarskys Augen. „Ich bin doch nicht blind, mein Lieber. Es wird sich nur fragen, ob Ihnen geglaubt wird. Alles weitere liegt im Schoße der Zukunft. Morgen fahre ich nach Hause; wenn Sie es wünschen, werde ich Sie begleiten!“

Da warf Stanislaw Felicyan Brassowsky stolz den Kopf zurück: „Ich danke, Herr Graf!“

Der Kaplan hatte Maria vorbereitet. Zusammen-
gesunken saß sie auf ihrem Sessel und weinte herzer-
brechend; der Geistliche saß ihr gegenüber, hielt ihre
linke Hand: „Herrin, erlauben Sie mir zum Trost
einen Vergleich. Wenn ein Schiff aus dem Hafen aus-
fährt, und es ist nicht mit Gütern beladen, so benötigt
es Ballast. Sonst treibt es beim ersten heftigen Sturm
kieloben. So wirft der Sturm auch leere Menschen-
herzen um; sie taumeln hin und her bei den Wirrungen
und Irrungen des Lebens, bis der Mensch zugrunde
geht. In solcher Zeit ist das Leid der richtige Ballast,
Leid, das zusammengeschnürt wird und fest verstaubt im
Herzensgrunde durch einen lebendigen Glauben und
durch gute Werke, dann wird jeder Sturm über-
standen, die Sonne scheint wieder, man kommt in
einen anderen Hafen und nimmt Güter ein, Güter
dieser Welt. Liebe, Verehrung, Dankfagung und viel-
leicht später noch viel, viel mehr! Ich wiederhole,
bereits in dieser Welt. Es fragt sich jetzt nur, soll
Stanislaw Felicyan Brassowsky vor Ihnen erscheinen
und berichten? Sind Sie so stark?“

Maria trocknete sich die Augen: „Ich bin es, Hoch-
würden!“

Da ging er und holte Brassowsky und den Grafen
Pollarsky. Schluchzend nahm sie den Bericht entgegen;
als Brassowsky geendet, fragte der Graf: „Können
Sie das glauben, Maria?“

„Wort für Wort! Nie hörte ich eine Unwahrheit
aus Stanislaw Felicyan Brassowskys Mund.“

Brassowsky trat einen Schritt vor, verbeugte sich

ernst und tief: „Ich melde mich nun zur Legion des freien Königreichs Polen. Ich will kämpfen für meiner Väter Land! Ich bitte Sie, meiner im Gebete zu gedenken!“

„Sie können darauf bauen, Stanislaw Felician Brassowsky!“

Er ging. Die Abendsonne hüllte die Gestalt der schönen Polin ein, lag auf ihrem goldenen Blondhaar wie ein Heiligenschein. Eine durch Leid und Enttäuschung gereifte Frau von zwanzig Jahren stand da, von der der alte Graf Pollarsky, der das Leben kannte, mit Bestimmtheit hoffte, daß sie einst wieder lachen und fröhlich sein konnte, falls Stanislaw Felician Brassowsky aus diesem Weltkriege zurückkam. Er ging auf sie zu, faßte sie bei der Hand und führte sie ans Fenster: „Werden Sie einem Kämpfer für unser Vaterland einen Abschiedsgruß zuwinken können, Maria?“

Vor der Auffahrt drehte sich Brassowsky um. Maria wußte nicht, was sie tun sollte; ihr kam es wie Frevel vor, heute Stanislaw Felician Brassowsky Hoffnungen zu machen, und das tat sie, wenn sie ihm noch einen Gruß von hier aus sandte. Und doch hob sich ihre Hand; sie winkte ihm mit ihrem von Tränen getränkten Taschentuch einen Abschiedsgruß zu. Ernst dankte er für ihren Gruß.

Stanislaw Felician Brassowsky wußte, nun stand er nicht mehr allein im Leben, die schönste Frau Polens würde sich einst zu ihm neigen, wenn der weiße Adler auf rotem Grunde über die weiten Felder und Wälder, über Dörfer und Städte Polens nach schwerem Kampfe im Frieden flatterte.



Zeit Billerbeck's Erben

Roman aus der Franzosenzeit in Graz

Von Anna Wittula

Mehr in die Höhe als in die Breite strebend stand auf dem Hauptwachplatze das alte Kaufmannshaus. Über den drei Stockwerken lagen im Spitzgiebel zwei oval geformte Fenster; darüber hing aus der Bodenufe eine große Aufzugsrolle. Im Erdgeschoß über dem Gewürzladen stand auf einer Holztafel: Zeit Billerbeck's Erben. Gegründet 1708.

Drei Steinstufen mit reich verziertem Schmiedeeisengeländer führten zum Tor, das im schmalen, finsternen Nebengäßel lag. An der Hausecke prangte hinter Gitterstäben eine große geschnitzte Figur. Sie stellte den Gründer des Geschäftes dar. Eine weiße Lockenperücke umrahmte die derbgeschnittenen Züge der bunt bemalten Gestalt, die einen giftgrün gestrichenen Vogel in der Hand hielt. „Zum indischen Papageyen“ besagten kunstreich verschnörkelte Goldbuchstaben auf einem Sockelschild zu Füßen des Bildwerks.

Dem einfachen, aber peinlich rein gehaltenen Ladenraum konnte man es nicht ansehen, daß dies Haus große Kaufgeschäfte zwischen Wien und dem Triester Hafen vermittelte, die Tausende von Gulden den Enkelinnen des verstorbenen Zeit Billerbeck zurückgelassen. Vier junge Mädchen waren es, die Schwestern Sabine, Brigitte und Mathilde Billerbeck, nebst deren Base, Renate Flot de Val.

Eben stellte ihnen die Köchin Ugerl vier Tassen eingekochter Suppe auf die Anrichte; mißmutig blickte die Alte auf die neumodischen duftigen Kleider der Mädchen, die so weitgebauscht von ihren Trägerinnen abstanden, daß sie zu viert fast das Eßzimmer ausfüllten. Dann ndrgelte die Alte: „So a Hoffart! Zu

meiner Zeit is ma um fünfe im Winter zum Segen gangen, in d' Pfarrkirch'n zum heiligen Blut, und net in d' Tanzstund'. Da habt's enkere Suppen, zum Tisch trag'n könnt's es enk selber." Langsam verließ die Köchin die Stube.

Brigitte, die gutmütigste der Billerbeckmädeln, legte die Löffel zurecht. „Kommt, die Ugerl hat heut wieder ihren scharfen Tag.“

„Läßt die Goschen hängen wie unser Hund, der Hektor, auf dem Riesgütel, wenn wir in die Stadt zurückfahren,“ sagte die achtzehnjährige Sabine.

Die schöne Renate rümpfte das Näschen: „Ach was, wer wird sich denn um den Mißmut eines Domestiken kümmern?“ Sie drehte sich vor dem hoch hängenden Spiegel und meinte: „Ganz nett sind die Kleideln; aber die Großmutter hätt' schon noch ein paar Wagen mehr dafür springen lassen können. Gelt, Dinerl?“

„Ach nein, ich bin ganz zufrieden. Närrisch freu' ich mich auf das Tanzkränzel; grad jucken tun mich die Fußerln nach ein' echten, steirischen Landler.“

Die vierzehnjährige Lilde tanzte, das Kleid zierlich zwischen den Fingerspitzen gefaßt, um die Schwestern herum. „Tralala — eins zwei drei — eins zwei drei — tralala! Ach, Brigittel, glaubst du, daß der Herr v. Findeisen heute mit mir tanzen wird? Immer fordert mich nur der Hoffstetter-Schanerl oder der kleine Muckenpeterl zum Langaus. Ach, nie kommt der Länzer, den man sich grad brennheiß wünschen tät.“

„Weißt, Lildel, die Großmutter sagt, 's ist im Leben akkrat so wie in der Tanzstund'. Auch da muß das Dirndel warten, bis das Bübel kommt, und . . .“

„Ist selten der Rechte!“ rief Brigitte und nickte mit dem Kopf wie eine Alte.

Der Geschäftsführer der Firma Villerbecks Erben spähte zur Tür herein. Die Großmutter hatte ihn zum heutigen Kränzchen beim Maitre Faibleur in der Bürgergasse eingeladen, bei dem ihre Enkelinnen den Winter über die Tanzstunden besuchten. Herr Georg Wagner trug seinen lavendelfarbenen Frack, dessen Aufschläge die mit buntem Zierat bestickte Seidenweste frei ließen. Rothfarbene Kniehosen, schwarze Strümpfe und Schnalenschuhe vervollständigten die hübsche festliche Tracht vom Jahre 1800.

„Guten Abend! Ist die Frau Prinzipalin nicht da?“

„Servus, Herr Wagner!“ schrie Klein Tilde und hing sich dem jungen Mann an den Arm. Blißschnell fuhr ihr Händchen in seine Fracktasche: „Na, so was! Wo sind denn heut unsere Bonbons?“

Wagner lachte: „Hat sich die Prinzess Zuckersüß einmal ange schmirt?“

„O Sie grauslicher Geizkragen Sie!“

Wagner zog die linke Hand hinter dem Rücken hervor, eine Pappschachtel baumelte daran. Er entnahm ihr drei kleine, mit Silberflinserln bestickte Florfächer, sie freundlich den Schwestern anbietend. Das feinste, mit Rosen bemalte Stück hielt Wagner fest und sah schüchtern zum Kamin hinüber, wo die schöne Renate mit gelangweiltem Gesichte stand. Die übermäßig weiten Bauschärmel konnten das zierliche Ebenmaß dieser Gestalt trotz allem nicht verunzieren. Gleich ihren Geschwisterkindern trug sie das Haar hochgesteckt um einen Kamm, den eine rote Seidenschleife noch höher erscheinen ließ; zierliche Locken umflatterten ihre Schläfen.

„Jungfer Renate?“

„Monsieur Wagner, Sie wissen, daß ich den Titel

Jungfer nicht ausstehen kann. Für Ihren Kramladen mag er vielleicht gut genug sein, für Demoiselle Flot de Val ist er's nicht." Unmutig zog sie die hochgeschwungenen Brauen zusammen.

„Demoiselle mögen gütigst entschuldigen. Ich weiß mit französischen Titeln nicht recht umzugehen, denn frühzeitig mußte ich bei Ihrem seligen Herrn Großvater die Geschäftsführung erlernen.“

„Ach ja — Sie waren seit jeher der Baron Budelhupfer.“

„Aber Keni!“ verwies Sabine.

„Lassen Sie nur, Jungfer Binerl. Ich bin es schon gewohnt, die Demoiselle abfällig über den Kaufmannsstand urteilen zu hören. Dennoch bitte ich, dieses kleine Zeichen meiner Hochachtung nicht verschmähen zu wollen.“

Feindselig blickte Kenate den Sprecher an. „Merci, Monsieur! Die Frau Großmutter hat uns verboten, Geschenke von fremden Leuten anzunehmen.“

„Aber Keni, das galt doch nur dem kostbaren Blumenstrauß, den dir neulich der Herr v. Findeisen verehrte,“ rief Sabine vom Tisch herüber.

„Meinetwegen! Ich liebe es nicht, mir ein Cadeau anbieten zu lassen.“ Mit kalten Blicken sah Kenate auf den jungen Mann.

„Die Demoiselle möge meine Anmaßung verzeihen.“ Ruhig brach Herr Wagner den feinen Elfenbeinsächer in zwei Stücke und warf sie in das flammende Kaminfeuer.

Hellauf schrie Tilde. In diesem Augenblick trat die Großmutter ein. Berlegen löffelten die Mädchen an ihrer Suppe.

„Herr Wagner, ich bitte Sie nachzusehen, wo der

Better Gottfried bleibt. Es ist höchste Zeit wegzu-
gehen."

Frau Sabine Billerbeck, eine stattliche Sechzigerin, im über dem Reifrock getragenen weiten, schillernden Seidenkleid, musterte die Enkelinnen mit prüfenden Blicken. Reizend waren die drei Mädeln in den falzigen Tanzkleidchen, aber Renate Flot de Val glich darin einem Fürstenkinde.

Herr Wagner kam eilends zurück. „Frau Prinzipalin, der Herr Better findet seinen neuen Kavalierröck nicht."

„Was? Der ist doch im Garderobenschrank im Vorsaal. Dort gehört er hin; dort muß er auch sein." Frau Billerbeck verließ, von Herrn Wagner und Tilde gefolgt, das Eßzimmer.

Ein Rennen, Laufen und Suchen begann. Erhitzt kam endlich die Großmutter zurück. Better Gottfried, ein entfernter Verwandter Frau Billerbecks, lief hinterdrein; eifrig bearbeitete Herr Wagner dessen Rücken mit einer Bürste.

„Renate!" streng rief es die Großmutter, „warum hast du heute dein Bett nicht in Ordnung gebracht?"

„Ist doch nicht alle Tage notwendig," klang es schnippisch zurück.

„So? — Und weißt du, was auf deinem Bett, ganz zerknüllt, gelegen hat? Onkel Gottfrieds schöner, nelkenbrauner Kavalierröck!"

„Den hat die Gittel hingelegt."

„Was?" rief Brigitte erboht, „das ist gelogen."

Die Köchin Ugerl war wieder hereingekommen. Sie horchte zu, dann sagte sie: „Frau Mutter, i bin grad am Samstagabend in mein Kammerl naufgangen, da hat die Jungfer Reni im Kasten was zum Zudecken g'sucht, weil ihr kalt war."

„Ich weiß von nichts! Das wird die Bittel gewesen sein?“

„Dann wirst du zu Hause bleiben. Lügnerinnen kann ich nicht zu Lanze führen. Kommt, Mädchen!“

Flehentlichst begannen die drei Mädchen für Renate zu bitten. Der Better, Herr Gottfried Sommersaler, obgleich darüber ärgerlich, daß er heute seinen Junggesellenstammtisch beim „luckerten Löffel“ verabsäumen mußte, wo er stets „noch ein Tegele“ trank und deshalb allgemein der Better Tegele genannt wurde, versuchte einzulenken: „Über meine liebe Frau Sabin, ich wäre untröstlich, wenn die kleine Reni daheim bleiben müßte! Nicht wahr, Sie werden ihr den Schmerz nicht antun?“

„Renate ist erwachsen und kein Kind mehr. Sie weiß, wie sehr ich jede Lüge hasse. — Herr Better, ich bitte um Ihren Arm.“

„Frau Prinzipalin, ich flehe Sie an ...“ wagte Herr Wagner zu beginnen.

„Sie wissen, daß an meinen Befehlen nicht zu deuteln ist!“

Noch einen sehnsüchtigen Blick warf der junge Mann auf die liebliche Mädchengestalt, dann folgte auch er den anderen.

Renate stand gesenkten Blickes beim Kamin. Dann warf sie den Kopf zurück und mit geballten Fäusten knirschte sie: „Schändlich! Und diese Tyrannei ertrage ich seit meinen Kinderjahren. Reich bin ich, schön bin ich: ach, wenn mich doch einer fortholen wollte aus diesem abscheulichen Krämerhaus. Es ist himmelschreiend, wegen des albernen Rockes daheim bleiben zu müssen!“

„Mei' liabe Kenerl,“ sagte Ugerl, die Laffen zu-

sammenstellend, „z'wegen dem Rock haben S' net dahoam bleib'n müass'n, sondern z'wegen der Lug.“

„Ach was, ich bin nicht Ihre liebe Kenerl!“

„Na alsdann Demasel Kenate, wenn S' das liaber hab'n. Ziehen S' Ihnen oben im Zimmerl aus, kommen S' dann abi zum Nachtesse. Alsdann bring' i Ihnen an Tee und Pfeffernusseln.“

Weinend legte Kenate das neue Tanzkleid ab.

Beim Abendessen wagten Herr Pöllauer und der weißhaarige Herr Haidenlenz ihre Verwunderung auszusprechen, daß Kenate nicht zum Tanzkränzchen gegangen war.

„Ich habe Kopfschmerzen,“ sagte sie hochmütig; sie schenkte den Männern ihren Wein ein, hielt es aber unter ihrer Würde, sich mit den braven langjährigen Ladengehilfen zu unterhalten. Als die Herren gegangen waren, brachte Algerl den Tee und setzte sich an den Tisch. „Da haben S', liebe Kenerl! Tanzen werden S' no' g'nug in Ihnen leben. 's is eh nur der Teufel dabei, der Ihrerer Jugend Fallstrick' legt.“

Schön war sie nicht, die alte treue Köchin. Ihr Gesicht war von Pockennarben entstellt, und die Mädchen sagten: „Die Algerl schaut aus, als wenn sie über Nacht auf einem Rohrstuhl gelegen hätt'!“ War auch ihr scharfes Mundwerk vom Franziskanergässel bis weit hinab in das Kälberne Viertel bekannt, dem Kinde von Frau Billerbecks einziger Tochter Maximiliane war sie grenzenlos zugetan. Jetzt sagte sie bewundernd: „Heunt schauen S' wieder der seligen Mare so ähnlich, nur no' viel schöner sein S'.“

„Ach liebe Algerl, erzähl Sie mir doch von meinen Eltern und vom Hugenottenstöckel.“

„Oh, das erlaubt die Frau Mutter net!“

„Die Großmutter? Ein böses, herzloses Weib ist sie!“

„O Sie Gschnapperle, Sie! Unsere Frau Mutter is d' beste Frau von der Welt.“

„Warum ist sie denn so streng mit mir und gegen meine Geschwisterkinder nicht?“

„So die Maderln, die sein halt folgsam und urdentlich — das san echte Billerbeck. Und Sie? Sie sein halt die Tochter vom Herrn v. Flot.“

„Zawohl! Der verstorbene Herr Chevalier Jérôme Flot de Val war mein Vater!“ Stolz warf Renate das Köpfchen zurück.

„Na, na, tun S' nur net gar a so! Da sein S' auch was! Sie sollten froh sein, daß S' bei der Frau Großmutter sein können. Seid's do' nur arme Hascherln, ihr Madeln, samt enkerem Geld, seit im siebzehnhundertvierundachtziger Jahr das große Unglück übers Haus kommen is!“

„Bitte, liebe Agerl, erzähl Sie!“

„Ihnere Eltern, die Maxe und der Jérôme, haben erst glücklich draußt am Hungernottenstöckel auf der Ries gelebt. Nach dem Tod vom alten Herrn Chevalier, der das schöne Stöckel neben unserem Billerbeckgütl hat bauen lassen, sein dann Ihnere Eltern weit fort g'reist — weit hinein ins Frankenland. Das war der erste Schmerz für unsere Frau Mutter. Herinnen in der Stadt hat ihr Sohn, der Herr Hans, mit seiner jungen Frau das G'schäft übernommen. Die Binerl und die Gittel waren no' ganz kloanwunzig. Am Sankt-Portiunkulag-Tag is dann im Papageyen das große Brandunglück g'schehn. A Lehrbub, der Franzl Felderer, is mit an offenen Riacht in den Keller gang'n, in den ganz hinteren, wo das große Pulverfassl steht. Der Herr Hans is ihm glei' nachg'rennt, aber — 's war scho' g'fehlt!

Un Pumperer hat's g'macht, daß alle Fensterscheiben da am Hauptwachplatz zersprung'n sein. Der Franzl Felderer war glei' tot — unserem Herrn Hans hat ma no' d' letzte Dlung reich'n kinna. Das war a Unglück! Lobt und g'schrien hat die junge Frau. Grad no' die Lildel is zur Welt kommen, dann hat s' unser Herrgott von ihren Leiden derlößt."

Kenate seufzte auf: „Und meine Eltern?"

„Von denen hat ma gar nix mehr g'hört. Meine Herrenleut' hab'n wieder hereinziäh'n müß'n von der Ries draußen in den dusteren Papageyen, wo's der Frau Mutter nia net g'fall'n hat. Und es war, als wenn der Tod schon da herinnen Quartier g'nommen hätt', denn no' vor Jahresend' is unser guater, alter Herr Billerbeck plötzlich g'storben. Die Frau Mutter hat stad und stumm ihr Kreuz auf sich g'nommen. Bei Tag und Nacht die Kinderln g'pfligt und z'erst mit dem Herrn Better Gottfried Sommersaler, später dann mit dem Herrn Wagner das G'schäft g'führt."

„Und meine Eltern?"

„O mei! In alle Welt hat d' Frau Mutter g'schrieb'n, um was von ihrer Tochter Maxe zu erfahren; is nia a Antwort kommen. Als die Lildel sechs Monat alt war, kimmt amol der Herr Bertoni, a G'schäftsfreund vom seligen Herrn, und sagt ganz verwundert: Was, das weiß die Madam net, daß der Chevalier Flot de Val mit seiner jungen Frau in Triest lebt? Auf der Stell' is d' Frau Mutter hing'reist. — Erst nach zwoa Monat'n is wiederkommen. Wie sie hoamkommen is, hat s' zu mir g'sagt: Die Maxe und ihr Mann sind tot; da ist ihr Kind, die Kenate! Und seitdem darf ka Mensch im Haus von Ihneren Eltern red'n. So! Und jetzt gehen S' schön schlafen!"

„Und das Hugenottenstöckel?“

„Dort hat no' an Weil' die Dienerin vom alt'n Chevalier g'lebt. Dös war au' a Hungernottin g'wesen wie ihre Herrschaft. Und no' heutigs tags heißt das schöne Haus neben unserm Gütel draußen auf der Ries das Hungernottenstöckel.“

„Gelt, Ugerl, es gehört mir?“

„I glaub' scho', denn Sie sein ja d' anzige Tochter vom Herrn v. Flot.“

„Wenn ich großjährig bin, dann ziehe ich hinaus. Wie eine Prinzessin will ich dort den ganzen Tag Klavier spielen und lesen. Und die Ugerl muß mir jeden Tag eine große, große Linzertorte backen.“

„Na — das wird die Ugerl net tun. Von meiner Frau Mutter trenn' i mi net. Und jetzt gehn S' schlaf'n, sonst kimmt ehnder die Großmutter hoam — da möcht's no' an argen Tanz geb'n!“

Dort, wo die Riesstraße im letzten weiten Bogen sich dem Ragnitztale nähert, lag auf der Anhöhe neben dem Hugenottenstöckel das Billerbeckgütel. Bei schönem Wetter fuhr die Großmutter fast täglich mit den Enkelinnen hinaus. Hatten die Kinder hier lustig gespielt und getobt, so mußten die nun erwachsenen Mädchen fleißig im Garten helfen. Eben waren sie beim Bohnenpflücken. Während die Schwestern eifrig die grünen Schoten von den hohen Büschen pflückten, schlich sich Renate weg. Erst naschte sie von dem feinen Spalierobst, dann warf sie sich ins Gras, neben der hohen Laruswand, die den Garten vom Nachbarbesitz trennte.

Drüben im hochgelegenen Lusthäuschen, auf dessen Dach ein ausgestopfter Storch prangte, saßen die beiden

alten Schwestern Stackelberg beim Nachmittagskaffee. Sie unterhielten sich nicht übermäßig laut, dennoch konnte Renate jedes Wort verstehen. Sie hörte Demoiselle Leontine sagen: „Siehst du, liebe Adelheid, wie fleißig die Enkelinnen der Madame Billerbeck arbeiten müssen? Ich finde das ridikul bei dem Vermögen, das ihr Gatte den Mädclchen hinterlassen hat.“

„Ach, die Madame wird wohl ihre Gründe dazu haben,“ erklang Demoiselle Adelheids sanfte Stimme.

„Du liebes Herrgottel! Madame Billerbeck hat oft Gründe, die ein anderes vernünftiges Menschenkind nicht begreifen kann. Warum macht sie denn allen Leuten glauben, daß ihr Schwiegersohn, Jérôme Flot de Val, gestorben ist?“

„Wenn auch der selige Herr Billerbeck der beste Freund des alten Chevalier gewesen und ihm damals, als unter der Maintenon Einfluß die Hugenottenverfolgungen in Frankreich wieder begannen, hier auf der Ries ein Exil angeboten hat, so glaube ich doch nicht, daß die Heirat ihrer einzigen Tochter Maxe mit Jérôme der Madame Billerbeck nach dem Sinn war. Aber die beiden hingen ja mit solcher Leidenschaft aneinander, daß man glauben konnte, es sei für die Ewigkeit.“

Leontine erwiderte: „Ach, und wie bald vernachlässigte Jérôme die junge Frau und fing wieder sein liederliches Leben an. Wie bald ging des Vaters Hoffnung dahin, daß sich durch den Einfluß der schönen, aber nüchtern denkenden Maxe Billerbeck der tolle Kavalierr in einen braven Ehemann wandeln würde.“

„Erinnerst du dich noch? Er war ein reizender Knabe, den seine junge Mutter, die sanfte Madelaine, vergötterte. Ich meine noch immer ihre Engelsgestalt da drüben unter dem großen Kastanienbaum zu sehen.“

Ihre Augen blickten sehnsüchtig in die Ferne, mit fremden Leuten schien sie zu sprechen oder sang leise die Psalmen ihres Glaubens. So früh mußte sie sterben, trotz der aufopfernden Pflege ihrer alten Dienerin. Stumm war Généviève; hatten ihr doch die Königlichen bei den Kämpfen in den Sevennen die Zunge herausgeschnitten, dennoch wußten ihre treuen Augen so viel zu erzählen.“ Sinnend legte Adelheid ihre Weißstickerei beiseite.

„Als wir damals hierherzogen, gedenkst du noch daran, liebe Adelheid, wie sehr wir den alten Chevalier um seinen schönen Besitz beneideten? Nach französischem Muster hatte er das Schloßchen mit Turm und Erkern ausbauen lassen.“

„Und den schönen Garten ließ Gaspard Flot de Val anlegen. Er pflanzte die Spalierbäume und züchtete seine farbenprächtigen Tulpen. Nun sind sie alle tot, die Bewohner des Stöckels, und das Herz tut einem weh, daß es verschlossen und verlassen ist.“

„Und Jérôme? Niemals nennt Madame Billerbeck mehr seinen Namen, trotzdem er noch lebt — und gewiß obendrein recht vergnügt.“

Ein leiser Aufschrei ließ die alten Damen über die Brüstung des Gartenhäuschens spähen. Sie sahen aber nicht, daß unter der Laruswand Renate sich wegschlich. Sie preßte die Hand auf ihr wild klopfendes Herz und murmelte: „Er lebt also? Mein Vater lebt.“

Bald darauf rollte das Wägelchen der Billerbeck's, mit der „faulen Gretel“ bespannt, die Kiesstraße hinab. Rötlich beschien die Herbstsonne die Hügelwellen des Ruckerlberges und die üppigen Fruchtgärten der Grazer Leonhardsvorstadt. Langsam breiteten sich bläuliche Schatten über die Hilm mit ihren Wäldern; goldene

Abendwolken umleuchteten im Norden die Alpen Obersteiermarks und den massigen Berg des Schöckels.

Bald darauf, als man auf der Ries draußen die letzten Äpfel und Nüsse von den Bäumen genommen, begannen unruhige Gerüchte durch die Grazer Gassen zu schwirren. Am Hauptwachplatz neben dem hohen, spitzen Kienreichhause war das Geschäft des Herrn Greimel: „Zum Seidenspinner.“ Pepi, der Nefte des Inhabers, war unlängst in Wien gewesen; er brachte die Nachricht mit, die österreichische Armee unter dem General Mack sei bei Ulm geschlagen worden, und die Franzosen rückten gegen Wien vor. Fluchtartig war der junge Greimel aus der Residenz entwichen; schon bei der Neustadt wurden die Reisenden von französischen Vorhuten angehalten, die ihnen mit vorgehaltenen Pistolen Geld und Wertsachen abnahmen. Zu Markte kommende Bauern erzählten von feindlichen Patrouillen, die ihnen bei Wildon begegnet wären. Man besprach dies alles heimlich und wagte die Furcht noch nicht laut zu bekennen.

Nach Allerheiligen begann früher Schneefall einen strengen Winter anzumelden. Eines Sonntags half Frau Billerbeck vormittags im Geschäft. Allerlei fremde Leute kamen zur Lüre herein; sie erkannte unter ihnen obersteirische Landleute.

„Grüß Gott, Herr Gevatter! Was macht denn Ihr da in der Hauptstadt?“

„Wos werd'n mir denn wöll'n, Frau Muatter? G'flüchtet sein ma halt mit Weib und Kind. Draußt steht der Wog'n. Will nur an Tobak kaf'n.“

„Woher seid Ihr denn?“

„An Eisenhommer hob i, in der Mariazeller Gegend.“

„Ja, sind denn dort schon die Franken?“

„No haufenweis! Und fürchterli haufen s' in unserem Gnadenort. Die Häuser haben s' ausgeplündert und vabrennt, all's haben s' kurz und floan g'schlog'n. In unserer liab'n Frauen ihrer Kirchen haben s' große Feuer anzund'n mit die Beichtstühl' und Bethänk'. Und 's Viech schlachten s' drin, dō Kuach!“

„Mein Gott! Hab' scho' g'hört, daß sie den Mariazeller Schatz her nach Grätz gebracht haben.“

„Wär' eh bald z'spat g'wesen. Zwa Stund'n drauf sein dō Saggra scho' in unsern Gnadenort einzog'n. Pfiat Gott, Frau Muatter! Unser Herrgott b'schüt' uns vor dem Nabolium!“

Ein Wagen nach dem andern rollte durch die Murtore. Wer einen Verwandten oder Freund besaß, flüchtete von draußen herein mit Hab und Gut. Betten, Kisten, Spinnräder, eiserne Pfannen und allerlei Hausrat brachten die Flüchtlinge auf Fahrzeugen hoch aufgepackt in die Stadt. Stundenlang durchirrten viele Hunderte die Straßen, um irgendwo Unterschlupf zu finden. Wer in der Obersteiermark den Winter 1800 mitgemacht, der konnte ihn nimmer vergessen. Die Franzosen hatten so gräßlich, schändlich und ohne Erbarmen gehaust, als wären sie von Luzifer abgesandt worden, die Menschen zu plagen. In Schäßern mußte ihnen Wein, Bier und Brantwein zugebracht werden; sie raubten an Geld und Lebensmitteln, was man nicht freiwillig bot.

In der Nacht, als alles im Indischen Papageyen schlief, schleppten Better Gottfried und Wagner die flache, eiserne Truhe in Frau Billerbeck's Schlafgemach. Beim Schein einer Talgkerze packten sie die Silberschätze des Hauses, wertvolle Schmuckgegenstände, die

Bücher und Dokumente des Geschäftes samt den Laufzählern der Mädchen hinein. Leise und behutsam schoben die beiden Männer das breite Himmelbett beiseite. Mit aller Anstrengung zog der kräftige Wagner an einem Eisenringe, bis sich langsam eine Klappe öffnete, die genau in die Dielen eingefügt war. Eine ziemlich breite Öffnung wurde sichtbar; Staubwolken verdunkelten den Kerzenschimmer. Dann senkten die Männer die Eisentruhe in den Hohlraum.

„Gib's Gott, daß ich alles glücklich wiedersehe!“ murmelte Frau Billerbeck, darüber ein Kreuz schlagend. Als wieder Ordnung im Gemach war, verabschiedete sich Wagner nach einem herzlichen Händedruck von der Witwe. Als sie mit dem Better allein war, fragte er: „Frau Sabin, war es nicht früher mehr gewesen? Ich vermisse die drei Beutel mit den Goldstücken.“

Frau Billerbeck seufzte tief: „Die hat das Hugenottenstöckel verschlungen.“

„Also haben Sie auch das Geld dem Lumpen Jérôme zugesteckt?“

„Nein, zugesteckt nicht. Erpreßt hat er es mir, wie er mir nach und nach alles abgezwungen hat. Ach, ich gab es ihm ja nur, damit er schweigt über das unglückselige Ende meiner armen Märe.“

„Filou, infamer!“ schimpfte der Better.

„Wenn nur meine alten Augen ihn nie mehr wiedersehen möchten!“

„Glaubt die Frau Sabin, daß er noch lebt?“

„Mein eigenes Leben würd' ich mit Freuden drum geben, wenn ich wüßt', daß er in irgendeinem Winkel modert, denn die geweihte Erde gönn' ich ihm nicht.“

Die Kerzenflamme neigte sich zuckend zur Seite. Draußen trieb der Wind den Schnee gegen die Fenster:

scheiben; tiefe mitternächtige Stille lag über dem schlafenden Hause. Stumm sahen die alten Leute in die sinkende Flamme. Vergangene Gestalten und Zeiten stiegen empor. Das Jahr siebenundneunzig fiel ihnen ein, als die Franzosen zum erstenmal in die steirische Hauptstadt gekommen waren. Der bürgerliche Handelstand hatte schon sechs Jahre vorher ein Korps Kavallerie errichtet; auch der Vetter war unter denen gewesen, die, mit dem Obersten Dobler an der Spitze, die traurige Aufgabe erfüllten, die feindlichen Generale an der Weinzöttelbrücke als Besiegte zu empfangen. Begleitet von einer zahllosen Menschenmenge zogen damals an einem milden Vorfrühlingsabend die Franzosen über die Lend- und Murvorstadt durch das Eisene Thor in die Stadt. Auch Frau Billerbeck blickte, beklommen auf den mit Pechspfannen erleuchteten Hauptwachplatz hinab und sah schmerzlich bewegt zu, wie die Feinde gemeinsam mit der Bürgerwehr die Wache besetzten. Um Mitternacht wogte die Menge gegen das Landhaus. Bonaparte zog mit seinem Stab durchs Eisentor und nahm Quartier im Gräßlich Stubenberg'schen Palais in der Herrengasse. Am Morgen darauf besichtigte er die Festung auf dem Berge; man fürchtete, er werde sie sprengen lassen. Die kaiserlichen Behörden waren abgezogen, und die rasch eingesetzte Landeskommission schien nicht geneigt, den Wünschen des Korsen entgegenzukommen; der Fürstbischof verweigerte ihm den Eid der Untertanentreue. Ärgerlich und unmutig warf sich Bonaparte am 12. April wieder in seinen Reisewagen und kehrte den starrköpfigen Steirern den Rücken. Zehn Tage später erschien er wieder. Finsterer noch als bei seinem ersten Einritt blickte er unter seinem schwarzen Hütlein hervor. Es behagte ihm augenscheinlich nicht

bei den Grazern. Bald brach er nach Italien auf und ließ allgemach seine sechsundzwanzigtausend Mann abmarschieren. Mit dem bloßen Schrecken war die steirische Landeshauptstadt damals davongekommen.

Wie würde es diesmal werden, nun er als Kaiser kam? Was die Flüchtlinge aus dem Oberlande erzählten, war nicht danach, um sorgenlos schlafen zu können.

An dem geblühten Wandschirm zitterten das Zöpflein von des Betters Perücke und die Faltenhaube der Frau Sabine als überlebensgroße Schatten hin und her. Angstlich sahen sich die Alten in die Augen.

Der Better erhob sich: „So wollen wir denn in Gottes Namen schlafen gehen, meine teuerste Frau Sabin. Wer weiß, wie lange wir es noch in Frieden tun können? Gute Nacht!“

Bald hernach mußte auch Gottfried Sommersaler wieder einmal seine Uniform anziehen; er war in den letzten Jahren bedeutend stärker geworden und wollte nächstens aus dem Bürgerkorps austreten. Er ahnte, daß eine schwere Zeit Anforderungen stellen würde, denen sein Alter nicht mehr gewachsen war.

Die Mädchen fanden sich in des Betters Dachstube ein und bestaunten den grünen Frack mit den roten Aufschlägen und die allzu knappen, weißen Weinkleider, die dem Reiter den Aufstieg auf den dicken Kappen schier unmöglich machten. Tilde setzte sich den großen Helm auf das Lockenköpfchen, der ihr über das Näschen hinabfiel; Renate drückte ihn noch tiefer und lachte über Tildens dumpfes Schelten.

Der Hausknecht Simmerl führte den Kappen an den Prellstein; mit Mühe schwang sich der Reiter

hinauf. Besorgt blickte Frau Billerbeck ihm nach. Soeben sprengte der stattliche Oberst Dobler heran; es galt wieder, den Feinden an der Weinzöttelbrücke den Willkomm zu bieten.

Im Billerbeckhause arbeitete man fleißig; viel Brod war gebacken worden und allerlei Vorräte eingehemst; die Mädchen halfen und warteten auf das Einrücken der fremden Truppen. Sie wußten noch nichts von Kriegsgefahr und schweren Zeiten; ihrer Jugend schien jede Abwechslung wünschenswert.

Auf der Gasse stauten sich in langen Reihen die Kunden, jeder kaufte soviel als möglich ein, besonders Kaffee und Zucker. Doch blieben heute die Frauen nicht wie sonst gemächlich plaudernd stehen, sie hatten es eilig, vor dem Dunkelwerden heimzukommen. Wie eine schwere Ahnung lag es über dem Hauptwachplatz. Die fremden Chaisen und Wagen standen noch immer dort, als die kaiserlich französischen Truppen heranzritten.

In der Raubergasse im stattlichen Lesliehof war Marmont mit seinem Stab eingezogen und verlangte durch den Stadtkommandanten eine Million Gulden. Hartnäckig und entschlossen wehrte sich der Fürstbischof Graf Waldstein gegen solche ungeheure Last, und seiner mutigen Haltung gelang es, die Forderung um die Hälfte zu verringern. Abgesandte der Administration gingen von Haus zu Haus, um für die Truppen Lebensmittel einzutreiben. Die Preise schnellten um die Hälfte in die Höhe; aber das kümmerte niemand, das feindliche Heer wollte gut verpflegt sein.

In den ersten Tagen befahl Frau Billerbeck ihren Enkelinnen, sich in ihrem Schlafzimmer verborgen zu halten; sie wollte abwarten, von welcher Art diesmal

die Soldaten wären. Lilde war die erste, die ihr entschlüpfte. Bald kamen auch die anderen Mädchen aus dem Verstecke hervor, und nun lagen sie, wenn die Großmutter es nicht sah, in den Fenstern der Vorderstube. Über dem altertümlich laubenartigen Vorbau, der den Geschäftsräumen viel Licht entzog, spähten sie hinab auf den schlecht gepflasterten Platz. Offene Rinnen zogen sich gegen die Herrengasse hin; ein eiserner Brunnen stand beim Eingange zum Pomeranzengässel und bei den drei Säcken die Trinitatispestsäule, die einst von dem Pater Abraham a Santa Clara eingeweiht worden.

Viel Neues gab es jetzt zu sehen. Wagen, hoch aufgepackt mit Felleisen, Offizierskisten und Säcken, fuhren vorüber; oben auf saßen Kinder und Frauenzimmer. Sorgfältig von Reitern bewachte Pulver- und Munitionswagen bog zur Hauptmaut ein. Im Landständehaus gingen französische Soldaten und Offiziere mit hohen Federbüschen aus und ein. Ein phantastisch aufgepußter Mann, von auffallend dunkler Hautfarbe, der kaum unter den bunten Troddeln und turmhohen Pfauenfedern seines Tschakos hervorsehen konnte, schritt mit einem vergoldeten Stabe als Tambourmajor der türkischen Musik voran; ein drolliger schwarzer Pudel lief hinterdrein. Eiligen Schrittes überquerte General Marmont den Platz, von höheren Offizieren umgeben; buschige, schwarze Augenbrauen verunstalteten sein Gesicht, aber freundlich winkte er zu den hübschen Mädchen empor, die sich beschämt zurückzogen.

Neugierde erweckten die Frauen der Offiziere und die Weiber der Soldaten; fast alle gingen hübsch gekleidet, nach einer Mode, wie man sie hier noch nie

gesehen; trotz des nassen Wetters waren die engen Kleider um Hals und Brust offen. Die geschlitzten Röcke ließen an den lächerlich kleinen Füßchen hohe griechische Schuhe sehen; die pelzbesezten frackartigen Über Röcke standen unten weit ab, und die Hände verbargen die Damen in großen Muffen, die fast bis an die Knie herabgingen.

Neue Sorgen lasteten in diesen Tagen auf den Schultern der Großmutter. Eines Vormittags kam ein ziemlich gut deutsch sprechender Soldat in den Gewürzladen und fragte nach Madame Billerbeck, als sie eben hinterm Glasverschlag in dem Raum stand, wo Wagner über seinen Büchern saß. Der Better machte sich an einem Rumfaß zu schaffen, an das keiner der Gehilfen herankommen durfte, und bemerkte so den Vorgang nicht. Fast schien es, als erwartete Frau Billerbeck den Franzosen, denn sie führte ihn sofort hinaus in den schmalen Hausflur, wo er ihr einen Brief übergab. Nachdem sie ihm eine Silbermünze gegeben, entfernte er sich höflich dankend.

Frau Billerbeck schloß die Augen; die Hand mit dem Briefe preßte sie fest an das Herz, ein bitterer Zug senkte sich um den greisen Frauenmund, schmerzlich murmelte sie: „O Gott, also doch!“

Zur Verwunderung des Betters gab Frau Sabine nach Tisch den Befehl einzuspannen; sie wollte allein hinausfahren zum Hugenottenstöckel. Auf seine besorgten Einwendungen erwiderte sie: „Wär' nicht aus! Was soll mir denn geschehen? Allein bin ich sicherer als in Begleitung der Mädeln. Den Better läßt man vielleicht gar nicht zum Thor hinaus; darf doch kein Mann von der Bürgerwehr die Stadt verlassen. Eh'

es dunkelt, bin ich wieder daheim; muß schauen, ob die Schafferin das Kraut eingebracht hat."

Eilig ließ Frau Billerbeck das Kößlein traben, erst vor dem Thor gönnte sie ihm Zeit. Traurig lagen die Wiesen, fahl hing der Himmel drüber, kaum hob sich der schlanke Kirchturm von St. Leonhard dagegen ab. Oben auf der Ries hatten Herbstreif und Novembernebel den bunten Garten mißfarben gemacht.

Fröhlich sprang der Hund Hektor der Herrin entgegen, als wollte er nach seinen Lieblingen, ihren Enkelinnen, fragen. Die Schafferin kam herbei; Frau Billerbeck rief ihr entgegen: „Wärzel, Sie muß sofort im Stöckel drüben lüften und im Gartenzimmer den Kamin heizen.“

„O mei! Warum denn?“

„Frag' Sie nicht lang'. Es wird um vier Uhr ein Herr kommen, den führ' Sie zu mir, ich will ihn dort erwarten.“

Als die alte Frau die Kunde im Häuschen und im Keller des Gütels gemacht, ging sie über den Gartenweg zum Hugenottenstöckel. An dem zierlichen Rokokobau ragte ein bauchiger Erker turmartig in der Mitte vor, darunter lag eine kleine Terrasse, zu der Steintreppen beiderseits hinführten. Fast zu sehr überwucherten sie der Efeu und die kahlen Ranken des wilden Weines. Verbrannt hing das Laub der Glyzinen über den verschnörkelten Fenstermuscheln.

Im Hause trat Frau Billerbeck in das mittlere Gemach, dessen nun verschaltete Olastüre auf die Terrasse mündete; sie schloß die Fenster. Herbstliche Kühle war hereingeströmt, ohne den dumpfen Geruch des langen Verschlossenseins hinausgetragen zu haben. Im Kamin loderte ein Feuer, das noch keine Wärme gab. Frau Billerbeck setzte sich vor das Gitter.

Einen Augenblick lang brach die Novembersonne aus dem Nebel; sie fiel auf ein feingeschnittes Kreuz in der Ecke. Ein Betpult mit verblichenem Samtpolster stand darunter; schwere, in Leder gebundene Bücher lagen darauf. Eine Bibel mit schwarz gewordener Silberschließe lag offen, als hätte soeben eine Hand darin geblättert. Die Breitseite des länglichen Zimmers zierte ein großes Gemälde, einen wunderschönen Knaben mit gepuderten Locken und weißem Spitzenkragen darstellend. Seine Augen lächelten herab auf die einsame alte Frau, deren Gedanken diese Räume bevölkerten mit Gestalten und Erinnerungen, die sie unendlich schmerzlich berührten. Wohl eine Stunde saß sie so, die Hände im Schoß, die Blicke in das wieder sonnenlose Dämmern gerichtet.

Endlich trat nach kurzem Klopfen ein großer, schlanker Mann ein, im Modeanzug eines Reiters; an der Türe verbeugte er sich, dann warf er den feingeschnittenen Kopf in den Nacken: „Madame, j'ai l'honneur . . .“

Frau Billerbeck war nicht aufgestanden, kaum hob sie die faltigen Lider, aber funkelnd sahen darunter die braunen Augen dem Manne entgegen. „Lassen Sie das, Herr Chevalier.“

„Oh, Madame belieben mich nicht mehr zu nennen Jérôme?“

„Ich möchte bitten, sprechen Sie so schnell als möglich Ihre Wünsche aus, ich muß vor Dunkelwerden zur Stadt zurückkehren.“

„Ich werde mir erlauben, Madame zu begleiten, falls zu fürchten ist für Ihre Sicherheit. Ich bin Franzose, meine Landsleute werden respektieren meine Person.“

„Möglich, daß man Ihnen verzeihen wird, ein Gräßer zu sein. Ich habe es nicht vergessen.“

„Es ist besser, sich als Franzose zu bekennen; auch Madame werden bald zählen zu den Untertanen meines Kaisers Napoleon.“

„Niemals! Wir Oesterreicher kennen nur einen Herrn: unsern guten Kaiser Franz!“

Wider Willen rief es Frau Billerbeck laut. Zornröthe flog über ihre gefurchte Stirne; ein kaltes Lächeln des Chevaliers ließ ihr das Blut wieder zum Herzen strömen.

„Ich möchte Madame raten, das nicht vor anderen zu wiederholen. Ich? — o ich werde schweigen.“

„Herr Chevalier, was wollen Sie von mir?“

„Diesmal sehr wenig, Madame; ich wünsche nur mit mir zu nehmen meine Tochter Renée.“

Die alte Frau erhob sich, ihre Hände ruhten auf den Armlehnen: „Das — nein! — Das kann und wird nicht geschehen!“

Lächelnd erwiderte der Chevalier: „Warum nicht? Madame werden mir doch nicht vorenthalten mein eigenes Kind? Mir, dem zärtlichen Vater?“

„Dem zärtlichen Vater!“ schrillte es von den alten Lippen. „Niemals haben Sie sich um das Kind gekümmert. Was wäre aus ihm geworden, wenn ich damals nicht nach Triest gekommen wäre?“

„Oh — dann lebte Maximiliane gewiß noch. Wenn nicht — ich hätte Sorge getragen d'une bonne éducation. Ich hätte erziehen lassen mein Kind. Ich bin gekommen zu verbessern diesen Fehler; meine Tochter wird verkehren in den feinsten cercles der armée française. Unsere Offiziersfrauen wissen sehr gut, was nötig ist, um als feine Dame zu gelten.“

In stummer Qual blickten die alten Augen in das immer noch schöne Männergesicht; mit deutlicher Schärfe sahen sie darin Linien gezeichnet, die von wüster Leidenschaft und durchschwärmten Nächten erzählten. Der Kleidung des Franzosen entströmte ein Wohlgeruch, den die alte Frau mit Widerwillen einatmete.

„Nun? Madame werden mir doch das Kind meiner geliebten Maximiliane anvertrauen?“

„Nein, das werde ich nicht. Niemals!“

„Ah — Sie werden mich zwingen, Hilfe zu nehmen bei meinem Freunde Monsieur Biéffe de Marmont.“

„Herr Chevalier, Renate ist jung — sechzehn Jahre, sie ist noch ein Kind. Was soll sie bei Ihnen in diesen wilden Zeiten? Ich will Ihnen Geld geben, soviel ich entbehren kann — aber lassen Sie mir das Kind meiner Maxe, ich kann es Ihnen nicht geben.“

„Madame kann nicht? Warum nicht? Geld? Je n'en ai pas besoin. Im Krieg kann man überall Geld verdienen — ich will haben meine Tochter.“

Frau Billerbeck stand auf und trat zum Fenster. Den Garten überblickte man hier mit seinen abgeernteten Beeten, den verwelkten Blumen; drüben lag das Gütel unter den traurig zur Erde hängenden Zweigen der Birken. Die alte Frau, weicher gestimmt durch flüchtige Erinnerungen, wandte sich wieder dem Franzosen zu. „Térôme, gedenken Sie nicht mehr jener Zeit, da Sie ein Knabe waren, so jung wie auf dem Bilde da? Täglich abends mußten Sie Ihrem alten Vater aus der Bibel dort vorlesen. Meine Maxe saß auf dem Schemelchen, und Ihr Vater legte oft seine Hand auf ihre dunklen Locken . . .“

Der Chevalier wehrte ab: „Ich bitte nicht fortzu-

fahren. Ich bin nicht mehr zu haben für solche sentiments. Es macht keinen Eindruck auf mich — es langweilt mich.“

Frau Billerbeck neigte den Kopf; wohlige Wärme entströmte jetzt dem Kamin, unendliche Müdigkeit überkam sie, fast war es ihr, als träume sie das alles; als wäre der Mann da ein Traumgespenst, mühelos durch eine Handbewegung fortzuschleichen.

„Ich warte, bis Madame die Güte haben wird zu antworten.“

Eine verneinende Geste machte Frau Billerbeck, blaß wurde ihr Gesicht. Der Chevalier hatte das genau beobachtet; er schien zu überlegen, seine Mundwinkel bewegten sich, als kämpfe auch er einen Kampf. „Ich sehe, daß ma belle-mère sehr daran liegt, zu behalten noch ein wenig das Kind. — Ist es so? — In der That, Renée ist noch sehr jung. Ich wäre geneigt entgegenzukommen — gegen eine — Abfindungssumme.“

Neu belebten sich die angstvollen Augen vor ihm.
„Wieviel, mein Herr?“

„Eh bien, Renée ist jetzt fast siebzehn Jahre; ich denke zwanzig Jahre ist gerade das schönste Alter, um sie einzuführen in die französische Gesellschaft. Ich glaube eintausend Goldgulden ist nicht zu viel . . .“

Tausend Goldgulden! Alles was die Greisin an Bargeld besessen, hatte sie für das freiwillige Kriegsdarlehen hergegeben; die letzten fünfhundert Gulden erst gestern noch für die Kontribution. Nicht drei Goldstücke besaß sie mehr; dennoch sagte sie: „Gut, Sie sollen das Geld haben.“

„Bis wann, Madame?“

„Ich denke, es bis ersten Dezember schaffen zu können.“

„Bon. Ich werde mir erlauben, Madame hier zu erwarten, zur selben Stunde.“

Die Augen der alten Frau sahen so geistesabwesend in das glimmende Feuer, daß auf keine Antwort mehr zu rechnen war. Der Chevalier schlug sich mit der Reitgerte an die glänzenden Stiefelschäfte, nahm Hut und Mantel vom Tisch und verbeugte sich: „Au revoir, Madame, ich empfehle mich Ihnen!“

(Fortsetzung folgt.)



Bilder aus dem Orient

Von Graf v. Katschuro

Mit 8 Bildern

Zuerst gewahrt man nur zwei Farben: eine graugelbe Hügelandschaft und darüber im fleckenlosen Blau, glitzernd und flimmernd, den südlichen Himmel. Einige Schattierungen in dem Gelb: graues Gestein, fast weiße Sandwehen. Das ist der Farbe nicht viel; wenig für Augen, die gern durch liebe deutsche Lande schauten, viele und kräftige Farben im Frühling fanden, und Tausende im Herbst, wenn die Blätter zu welken anfangen, denen auch der Winter nichts Lebloses und Farbenarmes bot.

War es damals hier nicht anders als heute, so kann man verstehen, weshalb Abraham sich nicht streiten wollte mit Lot um das Land zur Rechten oder zur Linken. Links kein Baum und rechts kein Strauch; alle paar Stunden eine Wasserstelle, einige von stacheligen Riesenfakteen umzäunte Melonenfelder und vielleicht noch eine Pinie oder höchstens ein paar genügsame Olivenbäume. Das ist alles. Dann, soweit das Auge reicht, die Füße uns in einem Marsch tragen, wieder Wüste, steinige, sandige Wüste. Aber doch gibt es hier im Süden goldene Gegenden, Landschaften mit überreichen Werten: Brennpunkte weltwirtschaftlicher Interessen, die zu besitzen seit Jahrhunderten hoher Einsatz gewagt worden ist.

Große Aufgaben, die schwierig zu lösen sind, haben sich unsere Bundesgenossen unterm Halbmond gestellt, und harte Arbeit schaffen sie, die nicht immer dankbar ist. Und, wie überall in diesem Weltbrand, sind auch hier deutsche Soldaten. Denn es ist ein Krieg, den alle Verbündeten führen; ein Kampf und eine Front. Die Art des Kampfes ist nicht die, die man aus dem Gewirr von Gräben, Batterien und Unterständen

in Frankreich, von den Blachfeldern Rußlands her kennt. Das hervorstechendste ist: im Aufmarschgebiet hat der Wagen keine Verwendungsmöglichkeit. Das Kamel und das Tragtier sind in den unwegsamen Wüsten das Haupttransportmittel. In Ballen und Kisten verpackt wird von ihnen alles für den Kampf und die Verpflegung Nötige an die Front befördert.

Schon in Deutschland begann ich mit der Sommer- sonne zu hadern, und mein Mißmut begann, wenn sie mehr als zwanzig Grad Hitze verbreitete. Heute verzeihe ich ihr alles. Strahlend aufs Goldene Horn mit Galata zur Rechten, Stambul zur Linken, wirkt sie aus tausend Farben und Stoffen das Trugbild von Konstantinopel und kocht in den engen Gassen Stambuls in den Stapel- haufen der Fleischer und Gemüsehändler, aus dem Unrat auf dem Pflaster widerliche Düfte nach greu- lichem Hexenrezept. Sie verdorrt auf der Salzsteppe Anatoliens jeglichen Pflanzenwuchs, bis ihrer die Regen- zeit wieder Herr werden muß. Ihre fünfzig und sechzig Grad Bruthitze vereinigen sich mit der Fruchtbarkeit der Ebene von Tarsus und der von Damaskus zur Er- zeugung der wertvollsten Tropenpflanzungen. An den Eisenbahnwagen der Hedschas- und der Palästina- bahn kann man die Eisenteile vor Hitze kaum anfassen; in den Wagen ist es geradezu zum Ersticken. Man rettet sich nach Möglichkeit auf einen offenen Güterwagen, um wenigstens während der Fahrt den Genuß des kühlenden Luftzuges zu haben.

Nun erst die Wüste, der südlichen Sonne ureigenstes Feld, wo sie in jahrhundertelanger, unermüdlicher Arbeit Wasser, Tier- und Pflanzenwelt ausrottete!

Zwischen Nacht und Tag, ehe noch die Sonne aus

dem frühen Morgen heraufsteigt, lebt in dem deutschen Zeltlager die Arbeit. Denn noch ist von der frostigen Nachtkälte ein wenig übrig, und ehe die Sonne das nach einigen Stunden verschlungen hat, muß die Arbeit



Phot. Techn. phot. Arch., Berlin.

Wüste in Mesopotamien.

getan sein. Da werden große und kleine Kisten mit Kriegsmaterial und Proviant herangeschleppt und geöffnet, umgepackt und gestapelt — „Kistenschaukeln“ ist der soldatische Ausdruck dafür. Last- und Reitkamele werden für den Marsch durch die Wüste gemustert und gezeichnet; mit den zugeeilten türkischen Soldaten erprobt man

die Tauglichkeit der spärlichen Brocken Türkisch, die man erlernt hat, um zu finden, daß man sie hier nicht verwerten kann, denn die Kriegssprache ist nicht die der Ferienluxusreisen. Und so läßt man sich dann auch, statt auf schattiger Hotelterrasse Kurleben mit Sodawasser zu genießen, schon morgens um acht Uhr vierzig Grad Wärme auf den Tropenhelm brennen. Man lüftet ihn ein wenig, wischt die fließenden Schweißtropfen und rührt sich weiter. Wenigstens noch ein Weilchen, bis die Marschvorbereitungen für den Abend getroffen sind.

Für den Rest des Tages ist „Ruhe“ befohlen. Wenn sich das nur auf körperliche Arbeit bezöge, könnte man von Ruhe reden; aber im Zelt herrscht Gluthize. Ob schon alle Fensterluken geöffnet sind, ist kein Durchzug zu erzielen, denn die schwelendheiße Luft steht unbeweglich. Selbst der leichte Khakirock wird unerträglich. Man streckt sich unters Moskitoneß auf das einfache Lager. So ruht man also, indem man in Abständen von wenigen Minuten, so gut es geht, das aus allen Poren dringende Naß trocknet. Wenn man wenigstens schlafen könnte. In der ersten Zeit versuchte man, sich der Hitze durch Trinken zu erwehren, mußte aber bald einssehen, wie verfehlt solche Versuche sind.

Über die goldweiße Sandfläche der Wüste Juda treibt von Westen her ein frischer Seewind, kämpft frischgemut gegen die Bruthize, die den ganzen Vormittag kochend über den Hügelwellen lagerte; Mensch und Tier atmen wieder auf. Wenn er nicht schon zu oft enttäuscht hätte, würde man sich dieses erfrischenden kühlen Windes freuen. Aber er hat bedenkliche Unarten. Kaum daß er sich in Freiheit fühlt, wird er übermütig, sucht sich als Spielzeug den schmutzigen Lehmisand; greift ihn mit langen Armen, siebt ihn zu Staub, jagt ihn zurück und

ballt und türmt ihn zu undurchsichtigen, himmelhohen Hosen, die wandernd über Häuser, Zelte und Erdlöcher den sandigen Schrecken tragen. An den Wohnzelten sind alle Fenster zugeschoben, und doch dringt der Staub durch alle Ritzen und legt sich auf die Kleider, das Gepäck und über alles im Lager. Wer sich im Freien aufhalten muß, schlägt um den Kopf das arabische Kopftuch und birgt die Augen hinter der Sands- und Sonnenbrille. Erst wenn gegen Abend Hitze und Sandwind sich gelegt haben, leben Körper und Geist wieder zu neuem, frischem Tätigkeitsmut auf.

Klar und durchdringend klingt von dem schlanken Minarett der Moschee der choralartige Gesang des Muezzin, der aus allen Himmelsrichtungen die Gläubigen zum Gebet ruft. In den Straßen und Gassen des arabischen Dorfs lagern in der erfrischenden Kühle des beginnenden Abends die männlichen Einwohner vor den Hauseingängen. Auf den flachen Dächern der einstöckigen Lehmhäuser und Hütten erblickt man hier und da ein weibliches Wesen, ein Schattenbild, das schwer zu erkennen ist, von der Straße aus nur zu vermuten, es zeigt immer wieder die Stellung des Weibes in der mohammedanischen Familie.

In die Stimme des Rufenden vom Turm mischt sich ein anderer Klang. Weniger friedlich als die Gebetsaufforderung — Stimmen des Kriegs: „Drei Lilien, die pflanz' ich auf ein Grab.“ Deutsche Soldaten sind zum Marsch an die Front aufgebrochen und nehmen den Weg durch das an der Karawanenstraße liegende Dorf.

Eben biegen sie in das Dämmerlicht, das der Mond zwischen die schon geschlossenen Läden der Handwerker wirft. An der Spitze neben dem deutschen ein türkischer

Offizier, dahinter in Gruppenkolonne eine Anzahl deutscher Soldaten. Beste Jugendkraft ist hier von allen europäischen Kriegschauplätzen nach ärztlicher Untersuchung zusammengestellt worden. Die türkische Sonne hat ihre bräunende Wirkung auf Stirn und Wange schon reichlich ausgeübt; aber trotz der nicht gerade schönen Khakiuniform und des riesigen Tropenhelms: es sind immer noch deutsche Krieger. Fest der Schritt, fröhlich der Sinn und kräftig das Lied: „. . . ich bin ein stolzer Reiter, ich brech' sie ab!“

Hinter den deutschen marschiert die gleiche Zahl türkischer Soldaten, die der Formation zugeteilt sind. Es ist nicht der erste Weg zur Front, den sie jetzt machen; man sieht auf den wettergefurchten, manchmal recht klugen Gesichtern, daß sie manche Strapaze hinter sich haben: von der Hölle auf Gallipoli, von den schnee-verwehten Schluchten des Kaukasus können sie erzählen; einige kämpften sogar im Balkankrieg an der Maritsa, verteidigten mit Erfolg die Tschataldschalinie gegen die wuchtige bulgarische Siegeswelle. Nun geht der Marsch gegen England, den Weltstörenfried, der mit Betrug und Gewalt die besten türkischen Gebiete ausfaugt.

Raum ist das deutsche Lied verflungen, so setzen die türkischen Waffengefährten mit ihrem Marschlied ein. Für deutsche Soldaten ist es zunächst wegen der Eigenart des Zeitmaßes schwierig, den Marschtritt danach zu richten. Aber auch das geht bald, nachdem man die Töne einigemal mitgesummt hat. Die Melodie liegt meistens nur in den letzten Silben, während die übrigen Worte fast auf dem gleichen Ton ruhen. Fast lautlos auf den mächtigen Fußschwielen schreiten gemächlich hinterher in langer Reihe die Lastkamele. Den Anfang macht ein starkes, großes Leittier; ihm folgen die anderen

auf der gleichen Spur, im gleichen Zeitmaß; der Strick, womit sie einzeln an das voranschreitende Tier gebunden sind, ist nur zur Sicherheit da. Hier und da sieht man zwischen ihnen einen arabischen Treiber. Seltsame Gestalten, wie sie so lautlos auf bloßen Füßen in buntgeflickten und noch öfter zerrissenen Kleidern daherziehen. Schwere Lasten müssen von den Lastkamelen befördert werden. Verpflegung für Mensch und Tier auf Wochen und Monate muß mitgenommen werden, auch Wasser in großen Behältern für die Dauer des mehrtägigen Marsches, denn Brunnen mit trinkbarem Wasser werden von nun an selten. Es gehört schon die staunenswerte Geschicklichkeit der Kameltreiber dazu, diese ganzen Vorräte so auf die Kamel-



Phot. H. Grohs, Berlin.

Türkische Truppen auf dem Vormarsch südlich Dagbad.

zu verteilen, daß jedes nach seiner Kraft beladen ist, daß sich an dem Tragsattel die beiderseitigen Lasten das Gleichgewicht halten und nicht etwa unterwegs durch Lockern der Bindestricke ein wertvoller Teil verloren geht. Den Beschluß der nächtlichen Karawane macht der lebende Proviant; eine kleine schwarze Hammelherde trottet hinter dem Leithammel, getrieben von einem alten schwarzbärtigen Araber mit einem derben Knüttel in der Rechten und einer ehemaligen Konservenbüchse, die nun zum Universalküchengerät für ihn geworden ist, in der Linken. Während die Spitze der Karawane an den letzten Häusern des Dorfes vorbeischiebt, hat wieder ein deutsches Lied den türkischen Gesang abgelöst: „Drum Mädchen, weine nicht . . .“

Inzwischen hat sich aus der Kamelgruppe ein einzelner Reiter losgelöst: der Karawanenführer. Eine jener Gestalten, die man sich schon als Junge auf Grund des eifrigen Studiums aufregender Orientreisebeschreibungen vorgestellt hat. Auf schlankem Reitkamel, mit bunten Quasten als Sattelbehang, ein Beduine. Hager und sehnig, schwarzbraune Haut und schwarze Augeniris, die scharf von dem Weiß des Augapfels absticht. Um den Körper legt sich der weite, faltenreiche Mantel, dessen einziger Schmuck einige rätselhafte Zeichen, aus Goldfäden gestickt, auf Nacken und Schultern sind. Den Kopf bedeckt das einfarbige arabische Tuch, dessen Zipfel bis auf den Rücken fallen. Am Sattelknopf hängt schußbereit das Gewehr. Stolz und schweigam reitet der Führer voraus; selten wendet er den Kopf nach rechts oder links, schaut nach dem Weg, wirft ab und zu einen Blick nach der fahlen Mondscheibe. Jetzt, wo die Karawanenstraße den Bereich menschlicher Wohnstätten verläßt, ist ein Führer unbedingt erforderlich. Denn der



Phot. v. Grabs, Berlin.

Zürkisches Militär mit Kamelen auf dem Marsch in der Wüste.

schlecht ausgetretene Pfad, dem wir jetzt folgen, führt den Namen Straße zu Unrecht. Stellenweise hört er ganz auf, wo das blanke Gestein vom Sand entblößt ist. Dann muß man blindlings dem ortskundigen Führer folgen, um sich nicht auf wegeloser Steppe und Wüste zu verirren.

Bald lösen sich die Marschglieder auf, und zwanglos in einzelnen Gruppen wandert man weiter, nimmt den Tritt wieder auf, wenn ein Lied angestimmt wird: ein Nachtmarsch wie jeder andere. Der weiche Sand ebenso wie der steinige Boden ermüden den Fuß. Aber die Nacht ist noch lang und der Weg bis zum nächsten Brunnen noch weit. Kurze Rast gegen Mitternacht. An den Wegrand in den Sand streckt man sich hin, stärkt den Magen mit Zwieback und verdünntem Wein und schläft schon nach wenigen Minuten. Der tagsüber glühendheiße Sand hat sich rasch abgekühlt, die Temperatur ist bis unter den Gefrierpunkt gesunken. Kein Wunder, daß man beim Erwachen an allen Gliedern friert. Aber schon nach wenigen Minuten Marschierens ist man wieder warm. Die Lieder sind verstummt, jeder wandert für sich, wandert mit den Gedanken zurück nach der Heimat, voraus nach der Ungewißheit der kommenden Tage, tauscht ein kurzes Wort mit dem Nachbar und schweigt sinnend weiter. Von fernher klingt der langgezogene Gesang der Kameltreiber; es scheinen meist melodische Lobsprüche auf die ihnen anvertrauten Tiere zu sein, denn aus jedem Kehrreim hört man das Wort: gamal.

Bereinzelter Hahnschrei aus westlicher Richtung, wo wahrscheinlich in dürftiger Steinhütte einsam eine Araberfamilie wohnt, zwischen Sand, Stein und Gestrüpp spärliche Melonenzucht treibend. Hungriges

Schakalgeheul wird von wütendem Hundegekläff beantwortet. Entgegenkommende Kameltreiber begrüßen auch uns Nichtmuselmanen mit den Worten: Selâm aleikum. Der Deutsche rechnet nicht mehr zu den foranzfeindlichen Giaurs, seit die wehende grüne Fahne das Zeichen zum Heiligen Krieg gab.

Im Morgendämmerlicht erscheinen endlich die der



Phot. Leipziger Presse-Büro, Leipzig.

Deutsche Kamelreiterpatrouille in der Wüste.

Küste vorgelagerten Randgebirge, wo man Brunnen und Raft finden soll. Neues Leben kommt mit dem Sonnenschein in die Geister. Lieder klingen wieder. Scherzworte fliegen hin und her. Dreizehn Stunden war man unterwegs, und der Körper sehnt sich nach Ruhe.

Ein breites Regenflusßbett, dessen Sohle und Felswände von großen Naturumwälzungen vor Jahrtausenden erzählen. Mächtige Wälder mit Riesenbäumen

müssen ehemals hier gewachsen sein, bis sie vom Chaos der revolutionierenden Erdkruste umgerissen, von den Fluten des Wassers verschlungen wurden und heute, samt Wurzel und Geäst zu Stein geworden, auf dem Talgrund ruhen, in der regenlosen Jahreszeit bespült von dem klaren Wasser des Bergquells. Wie manche unschätzbare Naturkraft ruht hier vielleicht verborgen und wartet der Aufschließung. Nach einem Erfrischungstrunk am Quell wird ohne Säumen das kleine Zeltlager aufgeschlagen, damit man tagsüber im Schatten schlafen kann. Ein leichtes Frühstück, eine erfrischende Waschung, und der Körper bekommt sein Recht, um am Abend zu neuem Marsch bereit zu sein.

Kazimein.

Der Orient steht im Zeichen des Korans, Mesopotamien und Persien im Zeichen Hassans und Hussains, der Schia, und Bagdad steht im Zeichen Kazimeins. Weithin leuchten über das flache Land seine vier nadelfeinen Minarette mit den Fayenceornamenten und den vergoldeten Zwiebeln, sein ungeheures und doch so anmutig geschwungenes, schwervergoldetes Kuppelpaar im glühenden Sonnenschein. Eine rasselnde, rumpelnde Straßenbahn, deren schwere Menschenfracht im Innern, auf den Trittbrettern und auf dem gleichfalls mit Bankreihen versehenen Verdeck zwei magere Pferde langsam zottelnd über die staubige Landstraße führen, verbindet den heiligen Vorort mit Mahaly, dem rechtsufrigen Bagdad. Üppig grüne Gärten und Palmenhaine wechseln mit trostlosen unbebauten Feldern, und zur Zeit des Hochwassers ist die ganze Dammsstraße mehr als einmal von den tosenden Fluten des Tigris überschwemmt. Aber nichts hält die frommen Schiiten, die zahlreichen



Phot. Techn. Phot. Arch., Berlin.

Euphratfähre bei Deir el Zor am rechten Ufer.

Perser Bagdads, von dem Besuch der herrlichen Moschee ab, in der die Gebeine des sechsten und siebten Ismails, der beiden Kazim, ruhen. Oft sah ich die Moschee inmitten der winkligen düsteren Häuser Kazimeins von weitem liegen, wenn wir die großen Brachfelder zwischen Sitt Sobeid, dem Grab der Lieblingsgattin Harun al Raschids, und der heiligen Stadt benutzten. Aber spät erst an einem farbenprächtigen Sommerabend, kurz vor Sonnenuntergang, suchte ich die Stadt selbst auf.

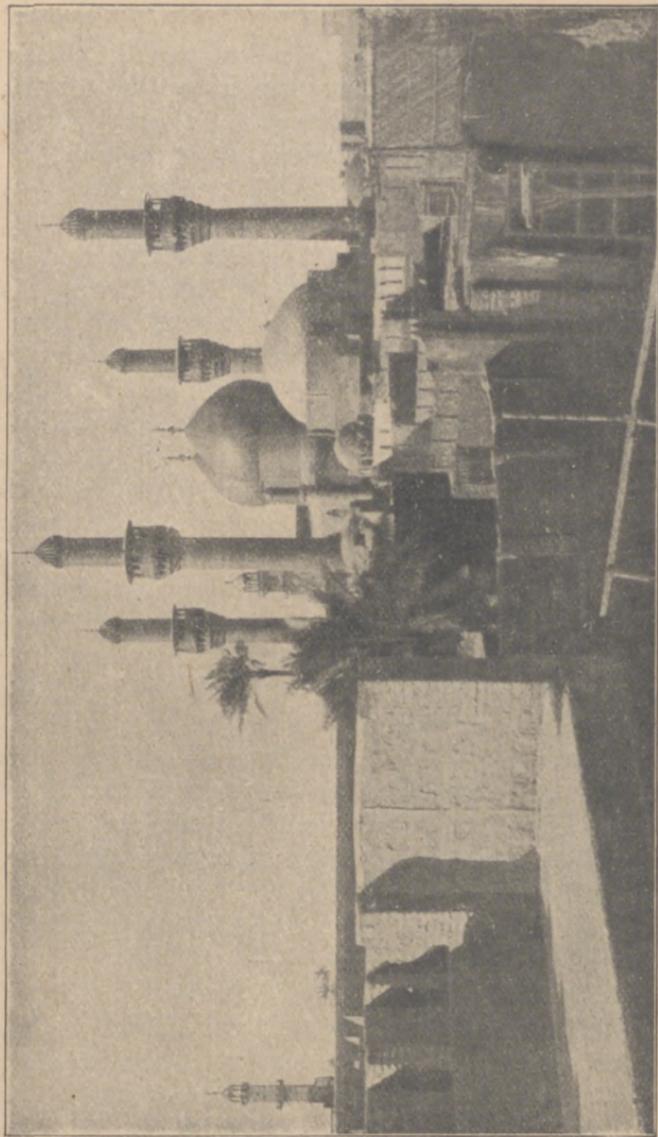
In Gesellschaft zweier persischer Notabeln fuhren wir bei Eintritt der Dämmerung in die engen Gassen ein. Dicht gedrängt stehen die düsteren Ziegelbauten einer beim anderen, und die nach der Straßenseite überhängenden, mit dichten Holzgittern gesicherten Erker verschließen unmittelbar über dem Kopf des Fahrenden fast völlig die engen Häuserfluchten gegen das Licht des Himmels. Wie aus einem kühlen Keller schlägt einem der Hauch der moderigen Gassen nach der Glut der freien Landschaft draußen entgegen, und von einer plötzlichen Angst befallen, gehen die Pferde auf dem glitschigen Boden in zaghaftem, langsamem Schritt. Es geht um Ecken und unter überhängenden Hausbrücken hindurch in einer Einsamkeit, die inmitten einer dichtgebauten Stadt von annähernd fünfzigtausend Einwohnern fast den Eindruck macht, als sei sie von menschlichem Leben verlassen. Nur ein kümmerlicher räudiger Hund streicht von Zeit zu Zeit scheu vorbei, oder ein verspäteter Ladenbesitzer beeilt sich, seine Geschäftsräume, bestehend aus einer tiefen, düsteren Mauernische, deren bankhohe Vordermauer zugleich als Auslage, Werkstätte, Verkaufsstand, Speisetisch und Sitzgelegenheit dient, mit Bretterläden zu verschließen. Endlich gelangen wir an einen freien Platz, und vor uns liegt, von den letzten



Phot. Techn. Phot. Arch., Berlin.

Bagdad mit der Tigrisbrücke.

Strahlen einer tiefroten Abendsonne vergoldet, die gewaltige Moschee. Aber kaum nahen wir, kaum erkennen sie in uns die Fremden, Andersgläubigen, da tauchen von allen Seiten Eingeborene mit strengen, schwarzbärtigen Gesichtern auf und stellen sich wie auf Kommando dicht nebeneinander vor die breite Eingangspforte, um meinem entweihenden Auge den Blick in das Innere des Heiligtums zu wehren. Um ihre religiösen Empfindungen nicht zu verletzen, gingen wir denn auch vorüber, und nur ein flüchtiger Blick zeigte uns den rechteckigen, säulen- und nischenumgebenen Vorhof, in dessen Mitte sich die eigentliche Moschee mit ihren Kuppeln, ihren vier Ecktürmen, ihrem gewaltigen, aus echtem Silber getriebenen Thor — ein kostbares Geschenk des verstorbenen Nasir ed Din Schah — erhebt. So kümmerlich, schmutzig und finster ihre eigenen Behausungen, so prunkvoll, weitläufig und himmelstrebend bauen sie ihre Gotteshäuser, und es ist, als ob Gold und Silber, Lasurblau, Ockergelb und Rosenrot in den herrlichen Farben persischer Fayencen als kostbares Vorrecht Allahs und seiner Gläubigen von jedem Profangebrauch abgespart wären, um in einer lodernden Sinfonie zu Ehren Gottes an einigen wenigen Stellen gegen den Himmel zu flammen. Von einem der Glockentürme, die an den Seitenmauern der fast haushohen Umwallung des Vorhofes ihre charakteristischen, durch zwei Balustraden der Quere nach geschnittenen Silhouetten recken, ertönt der melodische Glockenschlag der zwölften Stunde, des Sonnenuntergangs. Zugleich beginnt von den Minaretten die jodelnde Kopfstimme des Muezzin ihren Ruf: „Esshedu au la illaha il allah...“, und wie aus der Erde kommend tauchen aus allen Ecken und Enden, aus düsteren Gäßchen, Gärten und Dattel-



Phot. Zehn. Phot. Arch. Berlin.

Bagdad: Großmoschee Abu-Hanifa. |

hainen die Gläubigen in ihren wallenden dunkeln Mänteln und hohen Turbanen auf, um sich nach vorgeschriebenem Ritus im Gebet niederzuwerfen am goldenen Schrein Imam Musa el Kazims und seines Enkels.

Nach Beendigung des Gebets kehren wir in einer engen Gasse, zu der hin- oder von der zurückzufinden in dem Gemirr gleichmäßiger Gebäude der Ortsinstinkt des Einheimischen gehört, bei einem hohen Geistlichen ein. In dem kleinen rechteckigen Patio seines Hauses finden wir bereits eine ganze Gesellschaft von Honoratioren versammelt, die sich mit feierlicher Grazie erhebt und den landesüblichen Gruß mit uns tauscht, das „Schlön Kéfak — Wie steht das Befinden?“ und die üblichen Handbewegungen. Laienpriester reichen Tee und gekühlten Scherbet, und nach einem langen, vertraulichen Geplauder in persischer Sprache, aus dem ich nur mit Hilfe der hin und wieder aufgefangenen Eigennamen und einzelner Worte entnehmen kann, daß es sich um die jüngsten Kriegsergebnisse und um Bagdader Stadtklatsch dreht, verabschieden wir uns mit der gleichen Feierlichkeit vom Hausherrn, einer würdigen Erscheinung in langem, weißem Wollmuffelinmantel und riesigem Turban — fünfzig Meter Stoff soll er dazu gebrauchen — bis zur Pforte geleitet.

Draußen besteigen wir die Pferde, und im Licht der inzwischen aufgegangenen Sterne geht es zuerst, solange wir in den winkligen Straßen sind, vorsichtig, dann in lustigem Trab oder Galopp nach Bagdad zurück.

Am Schatt el Hai.

Pustend und schnaufend ist der mächtige Flußdampfer der Idara Nahrieh bis Kut el Amara gekommen. Hier gibt es einen mehrstündigen Aufenthalt. Proviant und Geld werden abgeliefert, und das dicht

mit Menschen beladene Oberdeck — sie tragen ihren ganzen bescheidenen Hausrat, bestehend aus einer Decke oder Matratze, einem zusammengeknüpften Tuch mit Brotfladen, Datteln und anderen Lebensmitteln und einer Wasserkanne, bei sich — leert sich ein wenig. Auch die eine der beiden angepoppelten Dubahs gibt ihre Fracht ab, und nur vereinzelte neue Fahrgäste nehmen die leer gewordenen Plätze ein. Es ist noch früh am Morgen, vor Sonnenaufgang, und die Begrüßungszeremonie durch die Stationsbeamten hat sich unsererseits in einer mehr der Stunde als der Gelegenheit angepaßten Kleidung abgespielt. Schlafanzüge haben deren Hauptbestandteil dargestellt. Noch ehe die Schaufelräder wieder zu rauschen beginnen, kriechen wir deshalb in unsere Betten zurück. Betten ist eine etwas verschönernde Bezeichnung für zwei Bretter, die rechts und links in die Wand einer engen Kabine eingelassen und mit ein paar dünnen Decken statt Matratzen ausgepolstert sind. Dafür ist aber die Kabine frisch geweißt, und die zahllosen ungebetenen Mitreisenden, die hüpfend und krabbelnd und fliegend trotz Insektenpulver und anderen Vorkehrungen unsere Behausung teilen, scheinen von dieser Neuerung wenig erbaut zu sein. Dennoch schläft man, weil man nichts Besseres zu tun hat. Ein Blick durch das kleine Fenster zeigt eben noch, daß wir den hier kilometerbreiten Tigris überquert haben und in die schmale Fahrtrinne des Schatt el Hai einbiegen.

Ein paar Stunden später, nachdem das fürstliche Frühstück, bestehend in Sardinen, Fladenbrot, Hammelrippchen und starkem schwarzen Kaffee, in dem „Salon“ des Schiffes eingenommen ist, bietet sich dem Auge ein neues, von der Fahrt auf dem breiten Tigris zwischen größtenteils öden Ufern erstaunlich abweichendes Bild

dar. Üppiges Grün umsäumt den etwa hundert Meter breiten, schnurgeraden Kanal, mit dem die Assyrer einst Euphrat und Tigris verbunden haben. Im Schatten mächtiger Maulbeerbäume liegen kleine, aus einiger Entfernung sogar recht sauber anmutende Araberdörfchen; Pferde, Rinder und Schafe weiden in großen Mengen zu beiden Seiten; Reiter in wehenden Burussen und auf buntgezümmten, rassigen Pferden sprengen am Ufer entlang und rufen und winken uns zu; schmale, wendige Segelprahme von der eigentümlichen, im Flußsystem des Persischen Golfs und auf diesem selbst charakteristischen Form und lange Ruderboote, Meschuffs, die entfernt an venezianische Gondeln erinnern, fahren vorüber; das ganze Land macht einen reichen, gepflegten und behäbigen Eindruck. Aus zahlreichen, durch Gestrüpp verdeckten Bächen strömt dem Kanal Wasser zu; an anderen Stellen wird es ihm mit Hilfe der bekannten Schöpfräder entnommen, um tief ins Land hinein zu beiden Seiten Fruchtbarkeit zu tragen.

Gegen Abend passieren wir Kut el Hai, die erste größere Ansiedlung am Kanal. Wir legen nicht an; nur das Tempo wird ein wenig verlangsamt, um einem größeren Ruderboot Gelegenheit zum Anlegen während der Fahrt zu geben. Ihm entsteigen der militärische Kommandant, der Bürgermeister und noch ein paar angesehene Leute, die zugleich Post zur Weitergabe überbringen. Es folgt ein kurzes Gespräch bei Kaffee und Zigaretten, und wir müssen einen wortreichen Schwall von Beteuerungen entgegennehmen. Dann klettert die ganze Gesellschaft wieder in das Boot, das solange im Schlepptau mitlief, und verschwindet mit zahlreichen Salams im Hintergrunde.

Dieselbe Szene wiederholt sich mit geringen Ab-



Phot. Techn. Phot. Arch., Berlin.

Mesopotamische Bewässerung. Ein Wasserrad am Euphrat.

weichungen noch vielfach, zuletzt in Schatträ el Mun-tiffik, dem Endpunkt der Dampferfahrt. Hier müssen wir die Gastfreundschaft des Kaimakams annehmen, der unsertwegen ein großes Festessen auf der Terrasse seines nicht unansehnlichen Hauses gibt. Große Windlichter erhellen diese Terrasse und zeigen ein spaßiges Gemisch von selbstbewußt-würdevollem Beamtentum in mehr oder weniger europäischer Zivilkleidung, bei der nur Kragen und Binde gewöhnlich fehlen, und militärischen Chargen, hier dargestellt durch einen alten und in der Sonne eingeschrumpelten Major und den Gendarmerie-Kommandanten, einen mächtigen, bramarbasierenden Albanier. Seine blaue Uniform kleidet ihn gut, und sein langer, rotblonder Schnurrbart ist martialisch aufgezwickelt. Er ist der schöne Mann der ganzen Gegend, und er weiß das. Der Kaimakam selbst, kürzlich aus Konstantinopel hierher versetzt und in tadellosem weißem Flanellanzug, der einzige hauptstädtische Effendi weit und breit, erzählt uns allerlei Geschichten von seinem strammen Gendarmeriehauptling. Die Beduinen- und Fellachenfrauen in dieser Gegend scheinen minder strenge Sitten zu haben als die Mohammedanerinnen der bisher bereisten Lande. Ihre schlanken, wohlgewachsenen Gestalten waren mir wiederholt aufgefallen, wenn sie sich lachend und schwägend ans Ufer drängten, um die fremden Reisenden zu besehen; mancher frische rote Mund, nur ein wenig verunziert durch den goldenen Ring, der den linken Nasenflügel zu durchbohren und bis auf die Oberlippe herabzuhängen pflegt, rief uns Grüße und gute Wünsche zu. Durch gelegentliches Klopfen auf seinen reichlichen Schmerbauch sucht der Gastgeber die Täuschung aufrechtzuerhalten, daß das Mahl, ganz auf die einheimischen Speisen: Hammel,

Reis, Bahmia, Tomaten und Flehn, verdünnte Sauer-
milch, eingestellt, den kulinärischen Genüssen Stambuls,
in deren Erinnerung er schwelgt, ebenbürtig sei. Dann
hält er eine Ansprache, um seine gute Lebensart zu zeigen,
und setzt damit die anderen, die sich nicht recht zu helfen
wissen, in einige Verlegenheit.

Anderen Tags geht's weiter, von hier ab in einem
der recht primitiven Segelboote, aber in Ermanglung
von Wind durch die Schiffsbemannung, die mit hoch-
geschürzten Gewändern, oft bis an den Hals im Wasser,
am Ufer entlanghüpft, getreidelt. Wiederholt kommen
wir an mächtigen Araberkastellen vorbei, die genau aus-
sehen wie eine der Burgen aus Holz und Pappdeckel,
die das Entzücken unserer Jugend waren. Ein mäch-
tiges Quadrat oder Rechteck mit zehn bis fünfzehn Meter
hohen Mauern; an jeder Ecke ein fünf Meter höherer
quadratischer Turm, von einer Zinne bekrönt; das Ganze
mit Schießscharten und kleinen Ausgußlöchern versehen
und aus in der grellen Sonne gebackenem Lehm errichtet.
Geschützfeuer können diese Burgen natürlich nicht aus-
halten, sollen es auch nicht; moderne Flintenkugeln
werden die unten etwa zwei Meter dicken Mauern wahr-
scheinlich auch glatt durchschlagen; aber gegen altmodische
Luntens- und Radschloßflinten, Pfeile und Lanzen räube-
rischer Beduinenstämme, die hier die Gegend mitunter
unsicher machen, bieten sie jedenfalls ausreichenden
Schutz für Mensch und Vieh und ragen überaus male-
risch aus der flachen Landschaft empor. Eine sah ich
freilich, der man die Spuren eines erfolgreichen Sturm-
angriffs und versuchter Brandstiftung noch deutlich an-
merkte.

Den entgegenkommenden Wanderern geben unsere
Schiffsleute bereitwilligst Auskunft über unsere Per-

sonalien, Zweck und Ziel der Reise; das gibt jedesmal einen willkommenen Aufenthalt, währenddessen sie sich von den Strapazen ihrer Arbeit ein wenig verschlafen können. Diesmal ist's ein ganz junger Bursche, bis zu den Hüften hochgeschürzt wie sie, der Auskunft zu heischen scheint. Er trägt ein Gewehr auf der Schulter und einen Patronengürtel umgehängt, was auf kriegerische Absichten schließen läßt. Richtig: jetzt kommt der älteste Bootsmann und bittet für den hier anwesenden Musa ben Arif, vom Stamm der Muntifik, der sich als Glaubenskämpfer freiwillig zum Heere begeben will, um die Erlaubnis, mit uns zu reisen. Sie wird erteilt, und daraufhin hilft der wackere Musa nicht etwa am Strick ziehen, sondern kommt durchs Wasser an Bord gestapft und läßt sich behaglich und selbstsicher bei uns nieder. Sein Gesicht trägt das Neßhaleh, das heilige Zeichen der Pilgerstädte, zwei Schnitte in jeder Schläfe und drei auf jeder Wange. Seine Flinte, für die ich mich interessiere, ist ein amerikanisches Modell aus den sechziger Jahren mit Ladehebel, und ihre Hindostaniaufschrift zeigt, daß sie offenbar auf dem Umweg über Indien hierhergekommen und wahrscheinlich veralteten Beständen der englisch-indischen Truppen entnommen ist. Er besitzt noch einige dreißig Patronen dazu, die er in einem Gürtel um die Brust trägt und wie seinen Augapfel hütet; das ist auch nötig, denn die Ergänzung dürfte schwierig sein.

Nach stundenlanger Fahrt gelangen wir nach einem kleinen Nest, wo die Schifffahrt auch im Segelboot zu Ende ist. Von hier ab ist der Kanal versumpft und nur bei Hochwasser bis an den Euphrat allenfalls fahrbar. Der Menzilkornmandant, dem mächtige, im Freien oder unter Zelten aufgestapelte Proviantbestände an-

vertraut sind, hilft uns weiter, indem er die nötigen Pferde und Maultiere besorgt, und dann geht's in stundenlangem Ritt quer durch die Wüste hindurch, bis zum Euphratknie, wo sich das Hauptquartier des rechten Flügels befindet. Eine lustige Zeltstadt ist hier am Wüstenrand entstanden, und vorausgereiste Kameraden begrüßten freudig uns und die neuesten Nachrichten, die wir in Gestalt sechs oder acht Wochen alter europäischer Briefe und Zeitungen aus Bagdad bringen.

Diese Skizzen wurden geschrieben, als Bagdad noch nicht in den Händen der Engländer war; Sven Hedin, der gleichfalls in diesem Kriege vor der Einnahme diese bedeutende Stadt besuchte, schrieb: „Die Freude der Engländer über Bagdads Fall ist nur zu verständlich. Der Krieg ruiniert sie, und sie brauchen eine Ermunterung. Bagdad, Daressalam, das Heim des Friedens, waren bisher die einzigen Städte, die sie während des Weltkrieges erobern konnten, abgesehen von einigen kaum verteidigten afrikanischen Nestern. Die Zukunft erst wird zeigen, wie lange sie sich in der Residenz Mansurs werden halten können. Außerdem wird das Schicksal der Türkei oder auch nur Mesopotamiens nicht in Bagdad entschieden.“ . . . „In diesem ungeheuren Kampfe, der nun seinem Ende zugeht, können die Moskowiter die Osmanen nicht mehr aufs Knie zwingen. Auch die zufällige Überlegenheit Englands in Mesopotamien wird daran nichts ändern. Denn die Entscheidung des Weltkriegs fällt auf den Schlachtfeldern Europas; außerdem erzittert das englische Weltreich selbst in seinen Grundfesten.“



Detlev Lorenzens Weihnachtsüberraschung

Novelle von Anna Gade

Als Doktor Lorenzen, begleitet von seinen beiden Dackeln, in den Buchenhagener Waldweg einbog, um Frau Ina Hoistmann vom Bahnhof des benachbarten Fleckens abzuholen, begannen gerade die Glocken der altersgrauen Dorfkirche das Christfest einzuläuten. Er sann gedankenverloren vor sich hin. Unglaublich eigentlich, wie unter Umständen doch die Zeit verging! Lagen wirklich acht volle Wochen zwischen damals und heute? Wenn der Kalender es nicht bestätigte, hätte er es bezweifeln mögen. Als Frau Ina mit ihrem Anliegen seinerzeit ihn so mir nichts, dir nichts überrumpelte, meinte er, vierzehn Tage seien eine Ewigkeit. Und so nach und nach waren aus den vermeintlichen zwei reichlich acht volle Wochen geworden, die ihm wie im Fluge verstrichen. Ja, man sah daraus, es kam zuweilen anders, als man dachte. Aber es war auch, nach seiner Meinung, vom Schicksal eine starke Zumutung gewesen, daß gerade er, Detlev Lorenzen, der bis dahin in seinem Junggesellendasein einen möglichst weiten Bogen um alles Viertelwüchsige und Halbaufgeschossene zu machen gewohnt war, gleich zwei so kleine Vertreter dieses ihn wenig anziehenden menschlichen Entwicklungszustandes bei sich aufnehmen sollte. Das mußte gerade ihm widerfahren, der seinerzeit in einer wegen der Unterbringung von Großstadtkindern anberaumten Gemeindeversammlung erklärt hatte, daß er als guter Patriot dem Vaterlande gern jedes Opfer zu bringen bereit sei, auch seine Kriegsanleihezeichnung noch verdoppeln wolle, aber nur mit „Kindergeschichten“ möge man ihm vom Leibe bleiben.

Man lachte über ihn, als er das gesagt, und machte Witze auf seine Kosten, aber die Leute waren doch ein-
sichtsvoll gewesen und muteten ihm keine Einquartierung
zu. So war denn dieser Kelch gnädig an ihm vor-
übergegangen. Aber sein Schicksal sollte ihn doch er-
eilen. Eines schönen Tages verlangte zu seiner größten
Überraschung Frau Ina, seine Willennachbarin, ihn zu
sprechen. Frau Ina Horstmann, mit der er eigentlich
nicht auf bestem Fuße stand wegen eines erbitterten
siebenjährigen Hühnerkrieges, dessen Ende nicht abzu-
sehen war; trotz dieser nachbarlichen Fehde ersuchte sie
ihn mit bezauberndem Lächeln um nichts weniger und
nichts mehr, als ihre beiden Kriegspflegekinder, die sie
seit längerem bei sich aufgenommen hatte, für „ein
paar Tage“, allerhöchstens vierzehn Tage, bei sich auf-
zunehmen.

Ob er im ersten Schreck damals ja oder nein gesagt,
darauf konnte er sich nachher beim besten Willen nicht
mehr genau besinnen. Vielleicht hatte er nur ein paar-
mal ohne etwas zu sagen den Mund auf und zu gemacht.
Jedenfalls mußte Frau Ina sein Verhalten als Bereit-
willigkeit aufgefaßt haben, obgleich er vor Entrüstung
eigentlich erst wieder zu sich gekommen, als er sie schon
längst auf der Fahrt nach Dresden wußte, wohin sie
wegen einer plötzlichen Erkrankung ihrer Schwägerin
und Vertretung im Haushalt telegraphisch gebeten war.

Er entsann sich nur noch, daß sie im Fortgehen ihm
auf seine erbitterte Frage, was er mit den Kindern an-
fangen solle, denn er verstehe doch so gut wie nichts
von ihrer Behandlung, und seine alte Kathrine ebenso-
wenig, und eine Hausdame könne er doch unmöglich
dafür annehmen, in aller Eile und scheinbar sehr be-
lustigt aufgezählt hatte, wieviel Milch die beiden unter-

ernährten kleinen Gäfte tagsüber trinken mußten — denn er, Doktor Lorenzen, habe ja drei prächtige Ziegen, fo daß ihm die Ernährungsfrage keine Schwierigkeiten bereiten könne —, daß jedes Kind morgens zum Frühstück vor der Schulfahrt zur Stadt ein weichgekochtes Ei bekäme, genau vier Minuten gekocht, daß nachmittags vor dem Waldspaziergang die Schularbeiten beaufsichtigt werden müßten und die alte Kathrine die Schlafzimmern stets gut zu lüften habe. Und als er bescheiden zu fragen wagte, was sonst noch zu beachten sei, hatte sie ihm lachend empfohlen, er möge alles, was er nur irgend in seinem Herzen an verrosteter Liebe lebendig zu machen vermöge, an die beiden kleinen Pfleglinge gut verteilen. Mößlich, sehr ernst geworden, hatte sie noch gesagt, die Pfleglinge seien zwei kleine Kriegsvollwaisen, die ein hartes Schicksal schon in früher Jugend schlimm genug zu fühlen bekämen.

Was sollte er darauf erwidern können? Mit stiller Ergebung hatte er sich in das Unvermeidliche gefügt und trotz seiner patriotischen Gesinnung den vermeintlichen kleinen Störenfrieden seiner Hausordnung mit sehr gemischten Empfindungen entgegengesehen.

Aber Rolf und Rosemarie, die Kinder eines auf der Lorettöhöhe gefallenen jungen rheinländischen Malers, dem wenige Wochen nach dem Tode des Vaters auch die Mutter folgte, hatten ihm weder das Haus angesteckt oder sonst aufregende dumme Streiche vollführt. Sie erwiesen sich nicht nur als sehr anmutige und begabte, sondern auch als sehr artige, gut erzogene Geschöpfe, die um ihre unschuldsvollen Kinderköpfschen schon eine unsichtbare Schmerzensgloriole trugen. Das mußte es auch wohl besonders gewesen sein, was ihm die beiden Kleinen wider Erwarten so schnell und merkwürdig nah

gebracht, so nah, daß er der Rückkehr ihrer Pflegemutter, an der sie übrigens mit rührender Zuneigung zu hängen schien, mit einer Art Beklemmung und neidvollem Unbehagen entgegensah, statt aufzuatmen. Zu Weihnachten sollte er nun aber auch endlich wieder „erlöst“ werden, wie Frau Ina ihm gestern in ihrer humorvollen Weise auf einer Karte geschrieben, auf der sie ihm ihre Rückkehr anzeigte. Sie war also im stillen doch, wie es schien, fest überzeugt gewesen, und war es auch noch heute, daß er von seiner Stellvertretung nicht sonderlich entzückt gewesen und daß mit der Wiederabnahme seiner Verantwortungen das Weihnachtsfest zu einem besonderen Freudenfest für ihn wurde.

Was konnte Frau Ina denn auch ahnen, wie es in ihm aussah! Konnte man denn vergnügt sein, wenn man etwas Liebgewordenes wieder hergeben mußte? Konnten die Weihnachtstage wirklich ein Fest für ihn sein, wenn sein Haus wieder still wurde und öde?

Bittere Empfindungen beschwerten ihm das Herz. Nun, da er seine Schuldigkeit getan, konnte er wieder entbehrt werden. Was er von seiner „verrosteten“ Liebe gesät, dafür blieb ihm doch kein Anrecht auf eine Ernte. Und daran dachte Frau Ina gewiß ebensowenig, daß die Kleinen sich doch auch an ihn gewöhnt hatten und dankbar gewesen waren für jede Freude, die er ihnen zu bereiten versuchte. Nun trat ja sie wieder ihre Pflegemutterrechte an. Allerdings auch nur noch für kurze Zeit, dann mußten die kleinen Waisen wieder in die Welt hinaus zu einer entfernten Verwandten. So war es wenigstens geplant.

Aber es konnte ja auch anders kommen ... Ein Lückenbüßer, ein Mensch, den man nur im Notfall brauchen konnte, war er denn doch nicht. Wenn er,

Detlev Lorenzen, etwas tat, dann mußte es auch ganz durchgeführt werden. Halbheiten konnte er weder an sich noch an andern leiden. Was er zu tun gewillt war, hatte er sich reiflich überlegt; es sollte Frau Inas Weihnachtsüberraschung werden, und er hoffte, ihr auch Freude damit zu machen.

Allerdings vergaß er sich selbst nicht dabei; er wollte auch auf seine alten Tage noch etwas vom Leben haben und gleichzeitig dem Vaterland sich nützlich erweisen. Das Schicksal hatte ihn, was Wärme und Sonnenschein anging, in gewissen Dingen recht stiefmütterlich behandelt. Es hatte ihn wenigstens zu dem gemacht, wofür man ihn allgemein hielt, für einen schrulligen, wunderlichen Junggesellen. Was die Leute von ihm glaubten, und was sie über ihn redeten, daraus machte er sich längst nichts mehr. Und was Frau Ina von ihm halten mochte, das war nicht weit davon; er konnte es auch noch ertragen. Daß sie ihn nicht für einen Unmenschen hielt, war doch wohl daraus zu erkennen, daß sie gerade ihm ihre kleinen Pfleglinge, an denen sie mit mütterlicher Zärtlichkeit hing, anvertrauen mochte. Vielleicht kannte er die Menschen besser und sah nicht nur darauf, wie ein anderer lebte, sondern wußte, daß es auch ein Wieso gab und daß am Ende jeder so werden mußte, wie sein Schicksal es ihm auferlegte. Er lebte für seine Tiere, seine Blumen und Bücher und quälte sich keinen Fingerbreit mehr als nötig um die Welt, von der er nicht immer das Beste erfahren. Aber er war bisher trotz allem darüber weder zum Griesgram noch zum Menschenfeind geworden. Er hielt sich nur das Leben, nachdem er aus dem Geschäft seines Schwagers ausgetreten war, ein bißchen vom Leibe und fühlte sich nach mancherlei Erkenntnissen und bitteren Ent-

täuschungen in dem ländlichen Idyll, in das er sich zurückgezogen, soweit auch ganz zufrieden. Ein bißchen mehr Sonne wünschte er sich allerdings zuweilen, milde, wärmende Abendsonne, denn sein Frühling und Sommer waren ja dahin.

Detlev Lorenzen sah nachdenklich auf den sorgsam in weißes Seidenpapier gehüllten Rosenstrauß, den er zum Empfang für Frau Ina in der Hand trug. Ein wenig verlegen und zum Spott über sich selbst gestimmt, sah er darauf nieder. Fast hätte man sich vorkommen können „wie einst im Mai . . .“ War man denn eigentlich mit einundfünfzig Jahren wirklich alt? Die Frage war schwer zu beantworten. Wirkte er nicht doch etwas komisch, wie er so dahinwanderte mit einem Strauß Rosen? Schließlich war auch das seine Sache; es war ihm auch ganz plötzlich eingefallen, daß Frau Ina gelbe Rosen sehr liebte. Warum sollte man einem Mitmenschen, wenn man auch einen siebenjährigen Hühnerkrieg mit ihm führte, und obendrein zu Weihnachten, nicht eine kleine Freude bereiten! In seinen Jahren durfte man so etwas doch ohne Bedenken tun. Das „gefährliche Alter“ lag für seinen Teil wenigstens hinter ihm. Von Frau Ina konnte man die unbedingte Ungefährlichkeit allerdings schon weniger bestimmt behaupten, zumal nicht, wenn sie im Sommer eines ihrer leichten hellen Kleider trug. Und wenn ihr dann gar noch ein leises Rot in die Wangen stieg, machte sie fast den Eindruck eines jungen Mädchens, nur viel reifer und durchgeistigter.

Und so sah sie auch heute aus. Frau Ina errötete, als er sie am Bahnhof empfing und ihr zum Willkommen den duftenden Strauß überreichte.

Wirklich prächtig sah sie aus in ihrem pelzbefestigten

Reisemantel und dem schwarzen Samthut mit dem weißen Hermelin darum. Leicht verlegen bedankte sie sich und erkundigte sich, wie ihm schien, ein bißchen zu übereifrig nach den Kindern, die er absichtlich nicht mit zum Empfang genommen hatte. Die Kleinen trieben zu Hause ja auch noch so viel rührende Heimlichkeiten, waren all die Wochen hindurch so fleißig gewesen. Lang, lang war es her, daß so viel Wärme und Licht das trübe Grau der vorweihnachtlichen Zeit in seinem Hause durchstrahlt.

„Ich danke Ihnen von Herzen,“ sagte sie und reichte ihm von neuem die Hand, „für alle Liebe, die Sie den Kleinen erwiesen!“

Detlev Lorenzen verbeugte sich, es sollte ein wenig spöttisch wirken, aber Ina Horstmann beachtete es nicht.

„Die kleinen Waisen sind mir mehr, als ich wußte, ans Herz gewachsen,“ fuhr sie fort. „Das fühlte ich erst, als sie nicht mehr um mich waren. Sie brachten in mein Leben durch ihr zutrauliches, fröhliches Wesen doch wieder Inhalt, Licht und Wärme.“ Sie sah an ihm vorüber in das weiße Flockengewirbel, das leise herniederzuschweben begann: „Es war leer bis dahin,“ sagte sie, und es war, als zitterte ihre Stimme. „Wie viele hielten dem Leben bittend die Hände hin, aber es legt eben nicht jedem etwas hinein oder nicht das, wonach er sich sehnt.“

Detlev Lorenzen horchte auf. Aber er ließ sich nicht anmerken, daß ihn diese Worte bewegten, daß er an Frau Ina etwas wahrnahm, das ihn überraschte. Rasch ging es ihm durch den Sinn: Was wußte er überhaupt von ihr und sie von ihm? Daß sie mit einem vermögenden Großkaufmann verheiratet gewesen, wie es schien nicht übermäßig glücklich in einer kurzen Kinder-

los-gebliebenen Ehe, und nach dem Tode ihres Gatten sich hier in ihrer Heimat und dem Walddorf ein kleines Eigentum erstanden, das war so gut wie alles, was ihm bekannt war. Er hielt sie immer für eine Lebensmeisterin in ihrer heiteren Wesensart. Und nun sprach sie von Leere. Genau wie er; von Sehnsucht nach Sonne. D.ckte schmerzvolle Tiefen auf.

„Durch die Trennung kam ich mit mir ins reine,“ fuhr sie fort, „ich faßte einen Entschluß. Noch steht man freilich auf des Lebens Höhe, aber der Abend dämmert doch schon, wenn auch noch fern genug. Ich kann und will mich künftig nicht mehr trennen von den Kindern und sie einem ungewissen Schicksal überlassen. Ich sprach gestern auf der Durchreise mit einem Anwalt — ich werde, sobald wie es sein kann, die kleinen Waisen als eigen annehmen, sie sollen meine Abendsonne werden.“

Doktor Lorenzen verlor urplötzlich seinen Klemmer, was immer geschah, wenn ihn etwas heftig erregte. „Gnädige Frau,“ sagte er und blieb mit einem Ruck mitten auf dem Waldweg vor ihr stehen, „was Sie da eben sagen, geht nicht.“

„Aber, Herr Doktor, erlauben Sie, warum sollte denn das nicht gehen? Ich habe zum Glück genügend Vermögen, bin unbescholten und sogar noch etwas mehr als die erforderlichen achtzehn Jahre älter als die Adoptivkinder.“

Lorenzen sah sie triumphierend an. „Nur daß Sie noch nicht das vorschriftsmäßige fünfzigste Lebensjahr hinter sich haben! Oder möchten Sie das behaupten?“

„Allerdings,“ gab sie etwas kleinlaut zurück, „das ist es ja leider, es fehlen noch etliche Jahre daran. Aber mein Anwalt meinte . . .“

„Gnädige Frau,“ sagte er, „die Meinung Ihres Anwalts kann hier gar nicht in Frage kommen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ich die Kinder annehmen werde.“

„Sie?“ stieß sie heraus, nichts weiter, denn ihre Verwunderung und Bestürzung waren zu groß.

„Tawohl, gnädige Frau,“ wiederholte er, „ich werde es tun, Sie haben sich nicht verhört! Auch ich war gestern bei meinem Anwalt, um mich mit ihm zu beraten, und ich bin fünfzig Jahre alt, sogar ein Jahr, drei Monate, zwei Wochen und fünf Tage älter, als das Gesetz fordert. Auch ich bin unbescholten und habe gleichfalls genügendes Vermögen.“

Bläß geworden, fragte sie: „Ist das Ihr Ernst?“

„Gnädige Frau, sehe ich aus wie ein Spaßvogel? So gern ich selbstverständlich Ihnen sonst in allem den Vorrang ließe und ja auch Ihre Vorberechtigung vollkommen anerkenne, aber ein ganz klein wenig Anrecht habe ich doch schließlich auch an den Besitz der kleinen Kriegswaisen. Und mein Leben war bisher sonnens- und wärmelos genug. Aber davon abgesehen, ich bitte Sie, Frau Ina,“ sagte er eindringlich und sah ihr ins Gesicht, „was wollen denn auch Sie sich schon für lebenslänglich so weittragende Verpflichtungen auferlegen — ich meine so ohne jede männliche Rückenstärkung?“

„Und Sie, Herr Doktor,“ fragte sie mit dem Versuch zu einem Lächeln, obgleich ihr ein paar blizende Tränen an den Wimpern hingen, „wie steht es mit Ihnen? Bieten Sie denn als Mann und Junggeselle für die Erziehung besonders eines heranwachsenden jungen Mädchens etwa bessere Gewähr, so ohne jede geeignete weibliche Hilfe? Meinten Sie doch kürzlich noch selber, daß Sie so gut wie nichts davon verstanden

und sich zur Annahme einer Hausdame nun und nimmer entschließen könnten.“ Sie schluchzte plötzlich auf: „Ach, wir beide bringen uns nun mal kein Glück! Wir . . .“

Detlev Lorenzen erfaßte ihre beiden Hände: „Aber meine liebe, verehrte Frau Ina, so weinen Sie doch nicht! Nein,“ sprach er weiter und versuchte, ihr in die Augen zu sehen, „von mir aus soll Ihnen das Weihnachtsfest gewiß kein trauriges werden! Es muß sich ein Ausweg finden lassen . . . Und es gäbe auch wohl einen,“ setzte er nach einer kleinen Pause leise hinzu, „aber ich befürchte nur und weiß nicht, wie Sie darüber denken . . .“

„Nun?“ fragte sie leise mit einem schmerzlichen Lächeln, als er zögernd schwieg.

Indem er sich zu ihr niederbeugte, sagte Detlev Lorenzen: „Wie wäre es, wenn ich Ihnen das Vorrecht ließe, und Sie dafür, da Sie doch einmal beim Adoptieren sind, statt zwei gleich drei — ich meine — wenn Sie auch mich noch mit für eigen annehmen würden — es ginge vielleicht so am besten. Dann wäre uns allen geholfen, selbst unseren Hühnern, die kranken könnten soviel und wo sie wollten, und wir zwei beide könnten uns gemeinsam in ungetrübtester Eintracht erfreuen am milden Glanz unserer Abendsonne.“

Er sah sie fragend an. Aber auch Frau Ina schien keinen besseren Ausweg zu wissen. Wenigstens ließ sie ihm lächelnd ihre Hand, und so standen sie noch eine Weile in dem weißen Flockengeriesel der sinkenden Christdämmerung und lauschten im Schweigen der Waldeseinsamkeit dem zukunftsverheißenden hellen Klang der Weihnachtsglocken.



Jonathan Swift

Von Justus Preu

Mit einem Bildnis

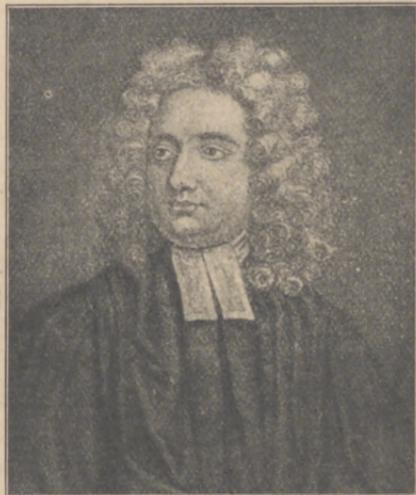
Daß man in England in diesem Jahre sich nicht daran erinnerte, daß seit der Geburt Jonathan Swifts zweieinhalb Jahrhunderte vergangen waren, ist nicht verwunderlich. Es gehörte hoher sittlicher Mut dazu, sich zu ihm zu bekennen, und über einen Großen ehrlich und ungeschminkt die Wahrheit zu sagen, der als unerbittlicher Seelenkürder schon vor Jahrhunderten das englische Wesen in einem Spiegel zeigte, aus dem es in erschreckender Häßlichkeit nicht nur für die Zeitgenossen erkenntlich wurde. Und es war kein verunstaltender Zerrspiegel, in dem Swift das wahre Gesicht John Bulls auffing und mit unerbittlicher Schärfe für seine eigene Zeit und die Nachwelt festhielt. Für uns, die wir zu unserem Schaden England erst seit Eduards VII. verruchten politischen Zettelungen kennen lernten, ja eigentlich seit 1914 erst über die wahren Absichten des perfiden Albions schreckhaft klar wurden, lohnt es sich, aus Jonathan Swifts Schriften die Gewißheit zu holen, daß sich der Charakter der Briten nicht erst in unseren Tagen so niederträchtig enthüllte.

Der in Irlands Hauptstadt, Dublin, 1667 vor zweihundertfünfzig Jahren geborene Jonathan Swift, der 1745 als verbitterter Mann, als ein Menschenverächter, wie ihn die Welt nur einmal gesehen, im Wahnsinn starb, bestand zu Lebzeiten einen Riesenkampf für Irland, für die Nationalität eines schamlos bis zum heutigen Tag von England geknechteten und maßlos erniedrigten Volkes. Swift bewahrte sein von den Briten teuflisch mißhandeltes und vergewaltigtes Land durch sein mannhaftes Auftreten vor beschleunigtem

Untergang und galt zur Zeit, als er noch lebte, mit Recht als einer der „Heiligen Irlands“.

Vor zwei Jahren schrieb Professor Max Frischeisen-Köhler: „Unter allen Zügen des englischen Charakters stößt der nationale Hochmut die anderen Völker besonders unangenehm ab. Niemand ist so wenig fähig,

fremde Sprachen zu lernen, wie der Engländer, niemand gibt sich so wenig Mühe, es zu tun, wie er. Die Unkenntnis außerenglischer Dinge überm Kanal ist erschreckend; sie wird nur noch durch den Mangel an Interesse, diese Unkenntnis zu beheben, übertroffen. Wenn die Griechen einst die Völker in Hellenen und Barba-



Jonathan Swift.

Nach einem Stich von G. Vertue.

ren einteilten, so unterscheiden die Engländer ähnlich: Briten und Nichtbriten. Dem durchschnittlichen englischen Empfinden ist das Europa, in dessen Herz wir leben, das wir als unser gemeinsames Mutterland betrachten, fast so fern wie irgendeine englische Kolonie. Die britische Insel ist ihnen ein eigener Kontinent. Es gibt für sie nur eine wahrhafte und vollendete Kultur, und das ist die englische, alle anderen gelten als mehr oder weniger gelungene Annäherungen

an diese. Das höchste Lob aus englischem Munde ist, daß irgend etwas „fast wie englisch“ sei. Und mit einer naiven Selbstverständlichkeit blickt der gewöhnliche Engländer ohne jedes Gefühl für den Sonderwert der Nationen auf sie alle insgesamt herab.“

Und wir? — Wir eilten unserer Dienstbarkeit englischen Wesens mehr als genug entgegen und bestärkten die dünnlichen Briten in ihrem Glauben. Wir bewunderten ihre demokratischen Einrichtungen, ohne zu erkennen, daß sie nicht einmal das Zerbild wahrer Demokratie genannt zu werden verdienten. Wir kleideten uns nach englischer Mode, um „fast wie englisch“ zu erscheinen. In ewiger Geringschätzung unserer eigenen Einrichtungen und unseres Wesens werden wir vielleicht auch nach dem Kriege wieder in unser Nationallaster, die Nachahmungssucht fremder Völker, verfallen, eine Narrheit, die in gewissen Kreisen als Überlegenheit erscheinen möchte.

Ist diese englische Dünkelhaftigkeit, nach der wir heute offen als Hunnen bezeichnet werden, neu? Verhielt sich der Briten vielleicht schon immer so? England, das sich heute als die „Schützerin der kleinen Nationen“ aufspielt, behandelte seit vielen Jahrhunderten die Irländer weit schlimmer noch als Neger. England, die „Mutter der Freiheit“, wie es sich leider nicht nur selbst mit heuchlerischer Miene zu nennen beliebt, stillte seine eigenen Kinder, die Iren, mit Blut; wenn es einst zur Abrechnung kommen wird, sollen England die Ohren klingen vom Widerhall seines eigenen Rufes: „Die Staaten müssen hergestellt werden nach dem Recht der Nationen.“ Mehr als irgendeinem Volk der Erde gebührt dieses von England mit Füßen getretene, in Blut erstickte Recht der irischen Nation. Beaumont,

ein französischer Gelehrter, der 1835 und 1837 Irland bereifte, schrieb: „Ich sah die Indianer in ihren Wäldern und die Neger in ihren Ketten, aber erst das Schicksal des armen irischen Volkes hat mich den Abgrund menschlichen Elends kennen gelehrt. Der Ire ist durch Geseze eingeschränkt, stirbt Hunger und hat dabei — eine Regierung.“

Niemals war das „fromme England“ blutscheu. Es mordete im Burenkriege abertausende Frauen und Kinder, die es in Konzentrationslagern verhungern ließ; auch uns wollte es durch Hunger zwingen, nachdem seine Waffen wider uns versagten. Durch die Macht der Geseze und Spekulationsmanöver, über deren Berruchtheit eine Regierung schützend ihre Verbrecherhände hielt, verursachte England um die Mitte des vorigen Jahrhunderts eine vierjährige Hungersnot in Irland, der mehr als eine Million Menschen erlagen. Von einer weiteren Million, die in Verzweiflung auswanderte, starben zwanzigtausend während des Transportes. Damals schrieb die Londoner „Times“ voller Genugtuung, „daß in Irland bald nicht mehr Irländer zu finden sein würden als in Amerika Indianer“. Als die Not am 22. Februar 1847 furchtbar geworden war, machte diese Zeitung den Vorschlag: alle Irländer an die Ufer des Ganges oder Indus, nach Delhi oder Benares zu schaffen, wo sie viel besser am Plage wären als in Irland, in dem sie ein unerbittliches Schicksal eingesperrt hätte. Ein Schicksal, das in seiner furchtbaren Grausamkeit England über die grüne Insel Erin in jahrhundertelangen Verbrechen erfolgreich heraufzuführen sich bemüht hatte.

Die Iren mußten verhungern und während eines Jahres dahinsiechen, das ihnen seit Jahrzehnten die

reichste Ernte bescherte! Die irischen Greise, Männer, Frauen und Kinder starben dahin, und englische Kaufleute, die noch ihren Enkeln von den glänzenden Geschäften erzählen konnten, führten irisches Getreide nach Rio de Janeiro aus; irisches Blut verwandelte sich in Gold für die englischen Krämer und die Regierung. Manche Getreideladung durchkreuzte sechsmal die Irische See. Der Segen des Himmels ruhte offenbar auf dem Geschäft in jener Zeit; man stapelte Getreide, in der Hoffnung es noch teurer zu verkaufen, so lange auf, bis es in den Speichern verdarb. Tausende Menschen, die seit Monaten kein Brot mehr gegessen hatten, sahen zu, als man das Korn ins Meer schüttete! In jenen Jahren wurde laut Recht und Gesetz mehr als eine halbe Million Pächter mit Weib und Kindern auf die Straße getrieben, weil sie keine Pacht zu zahlen vermochten. Ein Heer von Polizisten, zwanzigtausend an der Zahl, waren nötig, um die geheiligten Einrichtungen der Landrente zu schützen. Damals gingen die Berse unter den verzweifelnden Iren um:

„Was erntet ihr, Männer? — Korn für die Schwächer!
 Was vergrabt ihr? — Leichen, harrend auf Rächer!
 Die Schiffe — bringen sie Brot euch Armen?
 Die holen Weizen und landen — Gendarmen!
 Was wimmert ihr, Mütter? — Gott geb' uns den Tod,
 Unsere Kinder hungern. — Wir haben kein Brot!“

In den Jahren von 1849 bis 1886 wurden über dreiundeinehalbe Million Iren aus ihrer Heimat getrieben. Trotz eines Geburtenüberschusses von jährlich zwanzig Prozent verringerte sich Irlands Bevölkerung im zweiten Teil des vorigen Jahrhunderts von über acht Millionen auf die Hälfte. Und das war nicht die letzte große Hungersnot in Europa. Dies

durch „Gefetze“ gezüchtete Elend wiederholte sich noch in den Jahren von 1879 bis 1881 in Irland. Damals berichtete man im „Standard“ im Winter 1880: „Hungrig und halbnackt, ohne Kleider und Kredit lagen die Menschen in diesem strengen Winter in ihren schlechten Hütten zusammengekauert. Sie schämten sich. Nur des Nachts wagten sie sich auf die Gasse, wenn Dunkelheit ihr Elend verhüllte. Da kam die Nachricht: der Hilfsausschuß verteile Brot. Nun war jede Rücksicht vergessen. Weiber und Kinder stürzten halbnackt, in Fetzen von Bettüchern oder in ein Stück Sacktuch gehüllt, durch die Straßen. Ihre Kleider waren schon lange verkauft. Es war ein Anblick, den man niemals vergessen kann. Im ganzen Westen Irlands gibt es kein Dorf, in dem sich nicht die gleichen Szenen wiederholen würden, wenn — Brot dort verteilt würde. Leider geschieht das nur an wenigen Orten.“

Das geschah vor siebenunddreißig Jahren, vor einem Menschenalter, in Irland. Aber England konnte bis vor kurzem als „Hort der Gerechtigkeit und Freiheit“ gelten! Das Gedächtnis der Menschen ist so erbärmlich, wie es kurz ist. Und wie England heute lügt, so log es auch zur Zeit der letzten großen Not der künstlich in Armut gehaltenen Iren. Die Stimme im „Standard“ von 1880 gab nicht die allgemeine Auffassung der Lage wieder, denn die englischen Blätter hielten es für geboten, statt über das Elend Irlands zu schreiben, Tag für Tag Berichte über „Verbrechen in Irland“ zu bringen, dessen verzweifelnde Menschen man mit Indianern und Negern zu vergleichen gewohnt war. Die „papistischen“, katholischen Iren waren den englischen Hochkirchlern von jeher ein Greuel. Jetzt, in den Nöten des Weltkrieges, fand man in England es

geboten, eine Gesandtschaft am päpstlichen Hofe zu errichten, um den Briten zweckdienliche Friedensnoten von dort in die Wege leiten zu helfen.

Ist Englands Verhalten neu? Konnte Swift über britischen Dünkel und bewußt unternommene Verbrechen vor zweihundert Jahren andere Erfahrungen buchen? Im Oktober 1724 schrieb er in einem „Brief an das ganze Volk von Irland“: „Das Unglück, unter dem wir leiden, ist, daß das englische Volk unsere Lage absolut nicht kennt; sie kümmern sich nicht im geringsten darum, es sei denn, daß man im Kaffeehaus einmal darüber rede, wenn es an jedem Gesprächsstoff fehlt. Ich habe Grund zu der Annahme, daß kein Minister sich jemals die Mühe machte, irgendwelche Schriften zu unserer Verteidigung zu lesen; ihre Meinungen stehen bereits fest.“ . . . „Unsere Nachbarn hegen eine starke Verachtung für fast alle Nationen, aber eine besondere für Irland. Sie sehen uns als eine Art wilder Iren an, die unsere Vorfahren vor mehreren hundert Jahren unterwarfen; und wenn ich euch die Briten schildern wollte, wie sie zu Cäsars Zeiten waren, als sie sich ihre Leiber bemalten und sich in Tierfelle hüllten, so würde ich genau so vernünftig handeln wie sie. Da sie nur von der einen Seite der Sache hören und weder die Gelegenheit noch den Wunsch haben, auch die andere zu prüfen, so glauben sie die Lüge lediglich aus Bequemlichkeit.“

Ein andermal schrieb Swift: „Von Irland weiß die Bevölkerung Englands nicht mehr als von Mexiko; höchstens, daß es ein dem König von England unterworfenenes Land voller Sümpfe ist, in dem wilde irische Papisten hausen, die durch von drüben herübergesandte Söldnertruppen in Schach gehalten werden. Die all-

gemein verbreitete Anschauung ist die, daß es für England besser wäre, wenn diese ganze Insel ins Meer versänke. Ich habe es erlebt, daß man sagte, „die wilden Iren würden in Fallen gefangen, aber zuzeiten würden sie so zahm, daß sie aus der Hand fräßen“; Hunderte haben mich gefragt, ob ich „auf dem See- wege von Irland gekommen sei“? Und als ein Ire in eine Landstadt kam, habe ich gesehen, wie sich ganze Volksmengen um ihn sammelten und sich wunderten, daß er so viel besser aussah als sie selber.“

Der Ire stand nicht höher im Ansehen als ein Tier.

Wenn uns heute immer wieder gesagt werden muß, daß Irland der „Nasenring des englischen Bullen“ sei, so wußte man das früher weit besser. Swift sagt einmal: „Diese arme, unglückliche Insel hat Anspruch auf einige Nachsicht von seiten der Briten; nicht nur auf Grund der Christlichkeit, der natürlichen Billigkeit und der allgemeinen Menschenrechte, sondern vor allem deshalb, weil England durch uns so ungeheueren Nutzen hat, denn ohne den würde jenes Königreich in Europa eine ganz andere Figur abgeben als jetzt!“

Die Lostrennung Irlands von England würde die friedliche Zukunft Europas erst gewiß machen, und man hat überm Kanal die Iren durch so lange Jahrhunderte als eine fremde, verächtliche Rasse angesehen und danach behandelt, daß für kein Land, das unter englischer Botmäßigkeit irgendwo in der Welt lebt, mehr Recht zur Selbstständigkeit auf Grund seiner Nationalitätsansprüche besteht als gerade für Irland. Ein Blick auf die Karte lehrt, daß durch seine Lage die Insel Erin zwischen Amerika und Europa der gegebene Vermittler war, und nicht England.

Irland bot von jeher für die rücksichtslos auf seine

Ausrottung bedachten Briten die Hohe Schule für alle weiteren Knebelungsunternehmungen, die man drüben bis zur heutigen Stunde im Namen der „Menschenrechte und Kultur“ in der Welt unternahm. Vor dem Weltkrieg träumte England am hellen Tage davon, Deutschland ein irisches Schicksal zu bereiten, und es wird auch nach dem Frieden nicht ruhen, um seine Absichten zu verwirklichen. Man sprach es offen genug aus, daß wir die Arbeitsklaven der Entente werden müßten.

Bis zum Jahre 1663 war der irische Überseehandel nicht gering gewesen. Da wurde eine Schiffsfahrtsakte erlassen, die verbot, irgendwelche europäische Produkte in englische Kolonien einzuführen, es sei denn in englischen Schiffen und aus englischen Häfen. Aber auch Irlands Produktion mußte lahmgelegt werden. Man verbot deshalb die Ausfuhr von Rindvieh und Produkten der Rindviehzucht. Man gab als Grund dafür an, daß die Einfuhr irischer Rinder in England den Pachtzins drücke. Weiterhin erließ man 1665 und 1680 zwei weitere Akten, wonach Rinder, Schafe, Schweine und ebenso deren Fleisch, Speck, Butter und Käse einzuführen verboten wurde. Da Irland keinen anderen Markt für diese Waren besaß als England, kamen diese Maßregeln einem Ausfuhrverbot gleich. Die irischen Züchter warfen sich auf die Schafzucht und suchten die Wollindustrie in die Höhe zu bringen. Zur größten Überraschung in England erreichte, gerade durch diese ebenso törichten als schamlosen Gesetze geweckt, die Irlands Blüte verhindern sollten, die Wollindustrie eine solche Ausdehnung, daß England sich abermals gefährdet fand und auf Abwehr sann. Man belegte alle Wollerzeugnisse mit hohen Ausfuhrzöllen. Bald darauf fand man in London, daß die irischen Er-

zeugnisse „zu einem sehr gefährlichen Grade der Vollkommenheit gelangt seien, da sie einen so übertriebenen Zoll vertragen könnten“! Darum wurde 1699 durch eine Parlamentsakte verordnet, „daß niemand aus Irland Wolle ausführen dürfe, es sei denn nach England oder Wales“; und zwar sollten alle Wollerzeugnisse nur zwischen bestimmten Häfen hin und her laufen.

Nun begann die Auswanderung irischer Weber nach dem Norden Europas, nach Spanien, Nordfrankreich, Holland und Deutschland, und von diesen Ländern aus die Konkurrenz mit England. Irland entvölkerte sich, und die Lage auf der grünen Insel wurde immer übler. Da aber geschah das Schamlofefte im Kampfe gegen die Entrechteten und schmachvoll genug Gedeemütigten. Im Jahre 1722 bedrohte das verarmte Land ein perfider Streich; einem Eisenhändler, William Wood, wurde in London ein Freibrief zur Ausprägung von 108 000 Pfund Sterling in Form kupferner Münzen für Irland erteilt. Das war ein Anschlag zur Vernichtung der Finanzen im Lande, das durch eine offenkundig tief unter ihrem Nennwert stehende Münze gänzlich zum Ruin getrieben werden sollte, denn trotz aller Versicherungen des Gegenteils hätte es in der Macht Woods gestanden, immer von neuem seine wertlosen Halfpence prägen zu lassen. Dieses „Geld“, wodurch dem armen Land sein Gold und Silber entzogen werden sollte, war nach Gewicht und Minderwertigkeit so verschieden, daß einzelne Stücke neun Zehntel unter dem Nennwert blieben, die durchschnittliche Masse aber um sechs oder sieben Zehntel. Der privilegierte englische Falschmünzer, der kraft eines königlichen Freibriefes auftrat, betrieb seinen höheren Straßenraub nicht ohne höhere Protektion; er erhielt seinen Freibrief für die bare

Summe von zehntausend Pfund und Zusicherung eines Gewinnanteils an dem verbrecherischen Handel durch die Herzogin von Kendal, die Geliebte des Königs.

Das Verdienst, sein Volk vor diesem Zusammenbruch bewahrt zu haben, gebührt Jonathan Swift; er geißelte in mehreren Schriften, die er unter dem Decknamen eines „Tuchhändlers“ drucken ließ, die Absicht Woods, das Land dem sicheren und raschen Ruin entgegenzuführen. Er warnte mit eindringlicher Wucht davor, diesen Plunder eines Blutsaugers anzunehmen, der nicht eher ruhen werde, bis das letzte Sixpencestück aus Irland verschwunden sei. Er wagte dieses Vorgehen Hochverrat zu nennen und die Absichten des so wohlbeschützten Wood eine Mischung von „Unverschämtheit, Schurkerei und Narrheit“, wie man sie sicherlich noch niemals gehört habe. Auch davon, daß „eine ganze Nation für einen einzelnen Menschen sterben solle“, habe man nie gehört. Er verstieg sich bis zu der Ausrufung, daß, wenn ihm jemand beweisen könne, „daß ein konstitutioneller Fürst vermöge seiner Vorrechte seine Untertanen zwingen könnte, eine halbe Unze Blei, mit seinem Bildnis geprägt, für zwanzig Schillinge in Gold anzunehmen, so würde ich darauf schwören, daß er betrogen worden wäre, oder ein Betrüger sei; denn eine solche Macht würde das ganze Leben und Vermögen des Volkes der Gnade des Monarchen ausliefern. Und doch ist es gerade das, was Wood in einigen seiner Schriftstücke behauptet hat.“

Die Schläge, die Swift in seinen „Tuchmacherbriefen“ austeilte, saßen. Man warf den Drucker ins Gefängnis. Dreihundert Pfund Belohnung versprach man für die Namhaftmachung des Verfassers der Briefe, deren Wirkung so ungeheuer war, daß man es

geraten fand, dem von so hoher Stelle beschützten Betrüger Wood sein Patent zu entziehen. Swift hatte das Land vor dem vernichtenden Schlag gerettet. „Glockengeläut empfing ihn, wohin er kam; man errichtete Triumphbogen, wenn er irgendwo einzog; man prägte Medaillen zu seinen Ehren, und auf Ladenschildern sah man den Kopf des ‚Luchhändlers‘, des Erretters Irlands.“

In diesen Jahren war er der mächtigste Mann auf der Insel. Als nach der Fahndungsproklamation gegen den Verfasser des vierten Luchhändlerbriefes, den doch jedermann kannte, keine Stimme des Verrats zu finden war — denn es fehlte an einem gesetzlichen Beweis gegen Swift —, da lief ein Bibelzitat um, aus dem heraus der Jubel eines ganzen Volkes klang, das für seinen Streiter selbst zu den Waffen gegriffen hätte; die Stelle lautete: „Und das Volk sprach zu Saul: Sollte Jonathan sterben, der ein solches Heil in Israel getan hat? — Das sei ferne; so wahr der Herr lebt, es soll kein Haar von seinem Haupt auf die Erde fallen, denn Gott hat's heute durch ihn getan; also erlöste das Volk Jonathan, daß er nicht sterben mußte.“ Und als Walpole, der sonst allmächtige Minister, der den Verfasser ebenfalls kannte, davon sprach, ihn verhaften zu lassen, fragte man ihn, ob er ein Heer von zehntausend Mann übrig hätte. Daß auch Swift über seine Lage klar war, zeigt seine Antwort auf den Vorwurf des Lord Oberrichters Whitshed, der zu ihm sagte, er habe das Volk aufgewiegelt. „Aufgewiegelt?“ rief Swift. „Hätte ich nur einen Finger gehoben, man hätte Sie in Stücke gerissen.“

Aber dieser Sieg über England blieb der einzige, den er errang; alles übrige Elend, wogegen Swift in

weiteren Schriften ankämpfte, blieb bestehen. Seine letzten Schriften sind die eines Verzweifelten. Niemals, solange die Welt steht, entstand eine fürchterlichere Schrift, nie ein so gräßlicher Vorwurf gegen Menschen, als er ihn durch seinen „Bescheidenen Vorschlag, wie man die Kinder der Armen hindern könne, ihren Eltern oder dem Lande zur Last zu fallen, und wie sie vielleicht eine Wohlthat für die Öffentlichkeit zu werden vermöchten“.

Es schändet England ewig, daß ein Mann in Irland dahin kommen mußte, diese Gedanken zu fassen und diese gräßliche Anklage zu schreiben. Mit kurzen, schneidenden Worten schilderte er das Elend bittender Mütter, die, statt für ihren ehrlichen Lebensunterhalt sorgen zu können, jeden Vorübergehenden um ein Almosen angehen. Nach allgemeinen Berechnungen über den Bevölkerungsstand und die Lage eines großen Theiles der Armen und Elenden, die man weder im Ackerbau noch im Handwerk verwenden könne, deren Kinder sich nicht selten schon vor dem sechsten Lebensjahr durch Stehlen ihren Lebensunterhalt zu suchen verstünden, stellt er fest, daß in Irland jährlich hundertzwanzigtausend Kinder von armen Eltern geboren würden. Er sagt, daß nach der Versicherung aller Kaufleute Knaben und Mädchen „keine marktgängige Ware“ seien; sie würfen in diesem Alter nicht mehr ab als drei Pfund oder höchstensfalls eine halbe Krone mehr; das aber „lohne sich weder für die Eltern noch für das Königreich, denn bis dahin sind die Kosten der Ernährung und der Kleiderfetzen mindestens viermal so hoch gewesen“.

„Demüthigt“ und, wie er hofft, ohne „dem geringsten Einwand zu begegnen“, schlägt er vor: „mir ist in

London versichert worden, daß ein junges, gesundes, gutgenährtes, einjähriges Kind eine sehr wohlgeschmeckende, nahrhafte und bekömmliche Speise ist, einerlei ob man es dämpft, brät, bäckt oder kocht, und ich zweifle nicht, daß es auch in einem Frikassée oder einem Ragout in gleicher Weise seinen Dienst tun wird. — Ich unterbreite also der öffentlichen Erwägung demüthigt den Vorschlag, daß von den hundertzwanzigtausend Kindern zwanzigtausend für die Zucht zurückbehalten werden; von ihnen soll nur ein Viertel aus Knaben bestehen, was immerhin schon mehr ist, als wir bei Schafen, Hornvieh oder Schweinen erlauben; die übrigen hunderttausend Knaben mögen in ihrem sechsten Lebensjahr im ganzen Königreich vornehmen und reichen Leuten zum Kauf angeboten werden. Ich habe im Durchschnitt berechnet, daß ein neugeborenes Kind zwölf Pfund wiegt; bei erträglicher Ernährung wird es in einem Jahr auf achtundzwanzig Pfund steigen. Ich gebe zu, daß diese Kinder als Nahrungsmittel etwas teuer kommen werden; aber eben deshalb werden sie sich sehr für den Großgrundbesitzer eignen; da die Gutsherren bereits die meisten Eltern gefressen haben, so steht ihnen offenbar auch der nächste Anspruch auf die Kinder zu. Mein Vorschlag wird noch einen Nebenvorteil bringen, indem er die Zahl der papistischen Kinder verringert.“

Swift berechnet die Ernährungskosten eines Bettelkindes — wozu er als deren Eltern sämtliche Kätner und Landarbeiter und vier Fünftel aller Pächter zählt — einschließlich ihrer Lumpen auf zwei Schillinge im Jahr und sagt: „Ich glaube, es würde keinem Edelmann leid tun, für den Leichnam eines guten, fetten Kindes zehn Schillinge zu geben. So wird der Gutsherr lernen,

ein guter Landwirt zu werden; er wird beliebt sein unter seinen Pächtern, die Mutter wird acht Schillinge Reinverdienst haben und arbeitstüchtig bleiben bis zum nächsten Kinde."

Wirtschaftlich angelegten Leuten empfiehlt Swift, die Haut der Kinder gerben zu lassen, woraus „wundervolle Damenschuhe und Sommerstiefel für elegante Herren“ gemacht werden könnten. In Dublin und in den passenden Gegenden könne man Schlachthäuser errichten. Nach seiner Überzeugung würde es an Schlächtern nicht fehlen. Dann schildert er, daß ihm ein „würdiger Mann“ noch einen Vorschlag gemacht habe: „Er sagte, daß mancher Edelmann dieses Königreichs in letzter Zeit sein Hochwild völlig abgeschossen habe, und meinte, daß man dem Mangel an Wild recht wohl durch junge Burschen und Mädchen von nicht über vierzehn und nicht unter zwölf Jahren abhelfen könnte, zumal eine so große Zahl junger Leute beiderlei Geschlechts in allen Gegenden aus Mangel an Arbeit und Dienst vor dem Hungertode stände; die sollten ihre Eltern, wenn sie noch lebten, und sonst ihre nächsten Verwandten vergeben."

Swift hofft durch die Befolgung seines Vorschlags, der niemals für irgend ein anderes Land der Welt, sondern nur für Irland gültig sein solle, eine Hebung des Exportes von Rind- und Schweinefleisch. Die Durchführung des Planes verursache „keine Kosten und wenig Mühe; seine Ausführung liegt ganz in unserer eigenen Macht, und er bringt uns nicht in Gefahr, England zu verstimmen. Denn diese Ware eignet sich nicht für den Export, da das Fleisch zu zart ist, um sich selbst in Salz lange zu halten; freilich könnte ich wohl ein Land nennen, das mit Freuden unsere ganze Nation auch ohne Salz aufessen würde."

Die Grauenhaftigkeit dieser furchtbaren Worte wird noch überragt von den schmerzdurchbeben, scheinbar nüchternen Sätzen, die sich gegen Ende dieser unerhörten Anklage gegen England richten. Swift meint, wenn sich etwa Politiker fänden, die gegen seinen Vorschlag wären, möge man die armen Eltern dieses Landes fragen, „ob sie es nicht heute für ein großes Glück halten würden, wenn sie auf die beschriebene Weise im Alter von einem Jahre als Nahrungsmittel verkauft worden wären, so daß ihnen die ewige Strafe des Elends erspart geblieben wäre, die sie seither durch die Unterdrückung, durch die Unmöglichkeit, ohne Geld und Gewerbe Pacht zu zahlen, durch den Mangel an der alltäglichen Nothdurft, ohne Haus und Kleider, die sie vor der Unbill des Wetters schützen könnten, und in der unvermeidlichen Aussicht, auf ewig ihrer Nachkommenschaft das gleiche oder auch noch größeres Elend zu verursachen, gezogen sind. Ich versichere in der Aufrichtigkeit meines Herzens, daß ich nicht den geringsten persönlichen Vorteil verfolge, wenn ich versuche, dieses notwendige Werk zu fördern, denn ich habe nichts weiter im Sinn, als das öffentliche Wohl meines Landes; ich will unsere Kinder versorgen, unseren Armen Erleichterung verschaffen und auch den Reichen ein wenig Vergnügen gönnen.“

Das ist ein wahnsinniger Ausschrei aus einem hoffnungslos an seinem Volk verzweifelnden Herzen eines großen Mannes; und er ist gerichtet gegen den jahrhundertelangen Peiniger und Verfolger Irlands, gerichtet gegen England, dem Swift diesen Schimpf, diese grausigen Worte ins Gesicht schrie, die beispiellos sind in der Literatur der gesamten Welt. Wenn man von der untilgbaren Schande des ewig perfiden Albion

spricht, müssen Swifts grimmige Anklagen immer an erster Stelle stehen.

England verstand es, auf kaltem Wege, in scheinbarer Rechtsform Irland zu entvölkern; vampirgleich sog es den Iren das Mark aus den Knochen und überlieferte sie dem Hunger und der Verzweiflung bis in die neueste Zeit. Es war schamlos genug, die Kinder und Enkel dieses gemarterten Volkes auf die Schlachtfelder des Weltkrieges zu schleppen. In der ewigen Angst vor Irlands gefahrdrohender Nachbarschaft wird es nicht eher ruhen, bis der letzte Ire auf dem grünen Erin im Boden der Väter ruht, an denen England seit Jahrhunderten unsühnbare Verbrechen beging.

Der edle Jonathan Swift starb im Wahnsinn. Er durfte nicht erleben, daß sein Volk die angetane Schmach zu tilgen, die schändenden Fesseln zu brechen vermochte. Drei lange Jahre, von 1742 bis zu seinem Ende, das 1745 eintrat, soll er nur noch zwei- oder dreimal gesprochen haben. Einmal, als man ihm sagte, daß die Stadt seinen Geburtstag durch eine Illumination feierte, murmelte der Greis vor sich hin: „Das ist alles Unsinn; sie sollten es lieber lassen.“

Ob die Stunde sich für uns noch erfüllt, in der England für all seine Verbrechen büßt? Wer könnte es sagen? Gewiß aber ist das eine: Die Zeit ist seit 1914 angebrochen für den großen Prozeß, der trotz aller Ableugnung enden wird mit Schande und Schmach.

Fast prophetisch muten viele Sätze Swifts über den Verlauf des Spanischen Erbfolgekrieges an: „Wenn man uns nach zehnjährigem, ununterbrochen erfolgreichem Kriege sagt, es sei bislang unmöglich, einen guten Frieden zu schließen, so ist das sehr überraschend, und es scheint von allem, was je zuvor in der Welt geschehen ist, so

sehr abzuweichen, daß jedem Mitglied der Partei gestattet sein muß, zu argwöhnen, man sei entweder schlecht mit uns umgegangen, oder wir hätten unsere Siege nicht ausgenützt; dann aber können wir verlangen, daß man uns aufklärt, wo die Schwierigkeit lag. Ferner ist es nur natürlich, daß wir unsere gegenwärtige Lage untersuchen und uns fragen, wie lange wir in diesem Maße fortzufahren imstande sein werden, welches die Folgen für die Gegenwart und die Zukunft sein mögen, und ob ein Friede ohne jenen Punkt, der nicht durchzusehen ist, und auf den gewisse Leute so großes Gewicht legen, an sich wirklich verderblich sein müßte oder ebenso verderblich wie eine Fortsetzung des Krieges.“

Durch seine Kampfschrift gegen den Feldmarschall Marlborough, deren Angriffe ebenso geschickt wie rücksichtslos geführt waren, gelang es ihm, den Feldherrn zu stürzen und mit ihm das Ministerium, das ihn bis dahin hielt. Wenn auch heute kein Jonathan Swift in England lebt, die Stunde wird kommen, wo die gleichen Fragen nicht mehr zu vermeiden sind, wie Swift sie im Jahre 1711 aussprach. Und die Folgen werden auch ohne eine so überragende Erscheinung als Ankläger die gleichen für England werden.



Brandenburg-Preußen an der Westküste Afrikas

Von Rolf Schönau

Mit 8 Bildern

Am 9. November 1620 landeten hundertzwanzig Deutsche in der Cape=Cod=Bai in Nordamerika; sie waren die ersten Kolonisten dieses Erdteils; Millionen sind ihnen gefolgt und waren dem Deutschtum verloren — Kulturdünger der fremden Erdteile, die sie in sich aufnahmen und ihrer Nationalität entkleideten. Es gab keine deutschen Kolonien, die dem deutschen Drang in die Ferne eine Zufluchtstätte geboten hätten. Das Deutschland jener Zeit war leider noch nicht reif, um als Kolonialmacht auftreten zu können. Nur wenige, allzu wenige besaßen das Verständnis hierfür, sie waren Ausnahmenaturen, und so konnte auch ihr Werk nicht von Dauer sein. Mit dem Hinscheiden der Träger des Gedankens mußte auch das Geschaffene verfallen. Vor zweihundert Jahren, am 18. Dezember 1717, fand so die erste deutsche Kolonialgründung ein frühzeitiges Ende.

Zu diesen überragenden Männern, die ihrer Zeit vorauseilten, gehörten der Große Kurfürst und Benjamin Raule, sein Generalmarinedirektor, den die undankbare Nachwelt fast völlig vergessen hat, obwohl er in Wahrheit der eigentliche Schöpfer sowohl der kurbrandenburgischen Flotte als auch des Kolonialwesens war. In Armut und Elend ist er verkommen, von scheelsüchtigen Neidern verdächtigt, verschollen sein Grab, kein Denkstein schmückt es. Erst die Neuzeit hat sein Verdienst erkannt und ihm auf der Terrasse der Marineakademie in Kiel neben den Admiralen v. Hille, Brommy, Stofch und Köster einen Ehrenplatz eingeräumt.

Im Jahre 1674 trat der Schöffe und Rat der holländischen Stadt Middelburg, Benjamin Raule, zum ersten Male in Beziehungen zum Großen Kurfürsten, der sein Angebot, Kaperschiffe für ihn auszurüsten, hocherfreut annahm.

Der Plan brachte Friedrich Wilhelm auch gute Erfolge, Raule aber erhebliche finanzielle Nachteile; er schätzte seinen Schaden selbst auf hunderttausend Gulden. Der Holländer, den der Kurfürst bald als weitblickenden tatkräftigen Mann erkannt hatte, trat später ganz in brandenburgische Dienste, wurde Schiffsdirektor und später Generalmarinedirektor. Auf seine

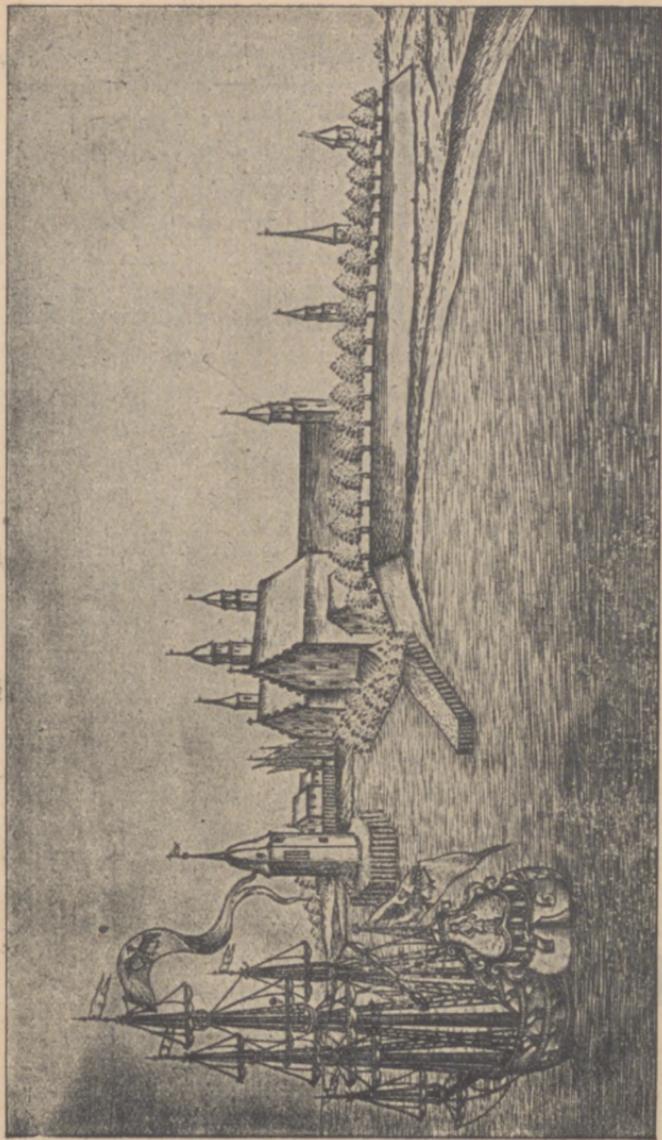


Friedrich Wilhelm,
Kurfürst von Brandenburg.

wohlbegründeten Vorschläge hin errichtete der Kurfürst allmählich seine Flotte und legte eine Schiffswerft in Königsberg an, wo sich auch der Kriegshafen befand. Hatte der Fürst die Schiffe bis dahin von Raule gemietet,

so kaufte er nunmehr am 1. Oktober 1684 von ihm neun Kriegsschiffe mit zusammen 176 Kanonen für 109 340 Reichstaler und begründete damit die erste kurbrandenburgische Kriegsmarine. Wenn auch die bis dahin gemieteten Schiffe den roten kurbrandenburgischen Adler im weißen Felde schon geführt und sich auch bereits Lorbeeren erworben und alle damaligen Seemächte mit Staunen und Nachdenken erfüllt hatten, so ist der 1. Oktober 1684 doch als der eigentliche Geburtstag der ersten deutschen Kriegsflotte anzusehen.

Zu den mancherlei weit vorausschauenden Vorschlägen Raules — er empfahl schon damals unter anderem eine Erbschaftsteuer, ein Kommerzienkollegium, eine Feuerordnung mit Versicherungszwang für Hausbesitzer, Besteuerung des Tabaks — gehörte auch die 1679 angeregte „Vorstellung einer neu aufzurichtenden Guineischen Kompagnie in Seiner Churfürstlichen Durchlaucht zu Brandenburg Landen“. Damit berührte er eine verwandte Saite beim Kurfürsten, der später selbst folgendes wahrhaft moderne wirtschaftliche Glaubensbekenntnis ablegte: „Seefahrt und Handlung sind die fürnehmsten Säulen eines Staates, wodurch die Untertanen beides zu Wasser als auch durch die Manufakturen zu Lande ihre Nahrung und Unterhalt erlangen.“ Friedrich Wilhelm stand dem Plane wohlwollend gegenüber, in dem Raule vorschlägt, „baldt einen habilen Ingenieur zu schicken, umb mit nach Afrika zu gehen, undt dort zu versuchen, ob man künftig Jahr allda nicht ein Fort machon und Kriegsvolk ans Land bringen könnte“. Scheiterten viele der Vorschläge Raules an der Kurzsichtigkeit der kurfürstlichen Räte, die sie „zwar in thesi für gut, aber nicht für praktikabel“ fanden, und „daß es weit über Meer sei, daß die Schiffahrt ge-



Ausfahrt von Glückstadt.

Nach einem Stich aus: D. F. v. d. Gröben, Orientalische Reisebeschreibung, Martenwerder 1694.

fährlich und leicht ein Unglück geschehen sei", so setzte sich jetzt Friedrich Wilhelm dafür ein. Da er indessen auch erst einen Erfolg sehen wollte, rüstete Raule im September 1681 ganz auf eigene Kosten die Schiffe „Wappen von Brandenburg“ und „Morian“ aus, um die vorbereitenden Schritte in Guinea zu tun. Der Kurfürst gab nur eine Bedeckung von zwanzig Musketieren und zwei Unteroffizieren mit und erlaubte, daß die Expedition unter seiner Flagge fuhr. An der Küste von Guinea, im Landstrich Arim, wurde eine Vereinbarung mit drei Negerhäuptlingen geschlossen, daß sie ihr Land unter kurbrandenburgischen Schutz stellten. War der Hauptzweck zwar erreicht, so hatte die Unternehmung doch das Mißgeschick, daß die eifersüchtige und mächtige „Holländisch-Westindische Kompanie“ das Schiff „Wappen von Brandenburg“ widerrechtlich weg nahm. Der „Morian“ kehrte mit dieser Kunde in die Heimat zurück. Den Übergriff der Kompanie beantwortete der energische Fürst damit, daß er eine Fregatte auslaufen ließ, um Schiffe der Kompanie zu kapern; leider scheiterte das Kriegsschiff bald nach der Ausreise, und die diplomatischen Verhandlungen mit der ränkesüchtigen, sich bedroht fühlenden Handelsgesellschaft führten erst 1686 zur Herausgabe des Schiffes. Eine ganze Reihe ähnlicher Gewalttaten, die den Großen Kurfürsten zu den allerschärfsten Gegenmaßregeln veranlaßten, verleidete seinen weniger willensstarken Nachfolgern die Freude an den Kolonien und führte dann auch wirklich zu ihrer Veräußerung.

Um den Erfolg in Guinea auszunützen, wurde mit Zustimmung des Kurfürsten die „Afrikanische Kompanie“ mit einem Kapital von 48 000 Talern begründet. Raule legte 24 000 Taler und der Kurfürst 8000 Taler

ein. Durch den Erlaß vom 7./17. März 1682 wurde sie ins Leben gerufen, „demnach Wir ermogen, wie daß der höchste Gott einige Unserer Landen mit wohlgelegenen Seehäfen beneficiret, und dannhero Vorhabens sein, unter anderen Mitteln, so Wir zur Verbesserung der Schiff-Fahrt und des Commercii, als worin die beste Aufnahm eines Landes bestehet, einzuführen bedacht,



Königshof des Negerfürsten Peter von Cester.

Aus: D. F. v. d. Gröben, Orientalische Reisebeschreibung, 1694.

vermittelt Götlicher Hilfe und Segens, eine nach der in Africa belegenen so genandten Guineischen Küste handelnde Kompagnie aufzurichten. . . . Wir versprechen, diese Kompagnie wider alle und jede, die sich unternehmen möchte, selbige in Ihrer Handlung an freyen Orten auff der Küste von Guinea, Angola zu troubliren, durch alle zuläßige Weise zu schützen und zu maintainiren.“

Im Mai 1682 entsandte die Kompanie die Schiffe „Churpring“ und „Morian“ unter der Oberleitung des Majors Otto Friedrich von der Gröben, eines weit-

gereiften Mannes, nach Guinea, um dort eine Kolonie zu gründen. Eine ausführliche Instruktion wurde ihm mit auf den Weg gegeben, die Streitigkeiten, besonders mit den Holländern, vorausseh, und dann festes Zuschlagen empfahl. „Er soll denen Mohren anzeigen, wie lieb und angenehm Seiner Churfürstl. Durchl. gewesen, daß sie zu höchstbesagter Seiner Churfst. Durchl. eine aufrichtige confidence haben, und dieselbe zu ihrem hohen Schutzherrn genommen. . . . Darneben schencken Seine Churfürstl. Durchl. über die versprochenen auf Churfürstl. Gn. Jedem Cabissier (Hauptling) einen silbervergöldeten Becher mit einem Deckel, Imgleichen, Sr. Churfürstl. Durchl. portrait . . . und dazu noch die Principaleste Herren, mit ihren Frawens auf denen Schiffen tractiren soll.“ Des weiteren erhielt Gröben noch einen förmlichen Vertrag für die Hauptlinge mit, gerichtet an „denen Groß Achtbahren und Edlen, Cabisiren auf der Guineischen Gold Küsthe zwischen Urim und Cabo tres Puntas, Unseren lieben Freunden“.

Kurz vor Ausgang des Jahres 1682 erreichten die Schiffe nach ereignisreicher Fahrt ihr Ziel an der Goldküste. Zwei der drei Hauptlinge waren inzwischen in einem Kampfe erschlagen worden, und der dritte stellte sich erst später ein. Mit ihren Nachfolgern schloß Gröben ohne Schwierigkeiten den ihm vorgeschriebenen Vertrag, wobei es ohne die üblichen Zeremonien nicht abging. Die Hauptlinge versprachen treu zu bleiben, sobald Gröben „mit ihnen Fetische sauffen wollte, daß wir es gleichfalls treu mit ihnen meynen, sie nie verlassen und wider ihre Feinde vertheidigen wollten. Welches, da ich's eingewilligt, ward eine Schale mit Brandtwein herbey gebracht und mit Schießpulver durchgerühret. Daraus mußte ich die unangenehme



„Negerrei“ in Guinea.
Nach einem Stich aus: L. F. v. Gröben, Orientalische Reisebeschreibung, Marienwerder 1694.

Gesundheit anfangen, die beyden Capiscirs folgten mir nach, und beschmierten mit dem Rest den gemeinen Schwarzen die Zunge, damit auch sie getreu bleiben möchten.“ Und ein Beispiel einer geradezu nibelungenhaften Treue hat später der letzte Häuptling der Kolonie gegeben.

Auf dem besonders geeignet erscheinenden Berge Manfro, der nach dem Kurfürsten den Namen „der Große Friedrich-Berg“ erhielt, wurde ein Fort errichtet und am 1. Januar 1683 feierlich der kurbrandenburgische Rote Adler gehißt, nachdem die Flagge „mit Paucken und Schallmeyen“ von Bord geholt worden war. Die schnelle Errichtung der Feste war notwendig, da von holländischer Seite Gefahr drohte. Es blieb bei einem Protest, da Gröben energisch auftrat und auf seine Kanonen verwies. Auch der Angriff eines aufgewiegelten Negerstammes konnte durch einen einzigen Kartätschenschuß abgewiesen werden. Gröben kehrte schwer krank in die Heimat zurück und wurde vom Kurfürsten mit der Hauptmannschaft der beiden Ämter Marienburg und Riesenburg belohnt.

Mit Eifer wurde an die Erweiterung und Verbesserung der Feste und Kolonie herangegangen. Eine neue Expedition wurde ausgerüstet mit siebzig Soldaten, die „alle gesundt von Leichnamb und die Hochteutsche Sprache können“, Offizieren und Ingenieuren. Unter den Soldaten sollten sich viele Handwerker befinden. Die beiden Expeditionsschiffe „Goldener Löwe“ und „Wasserhund“ mußten von Königsberg aus auch Baumaterial, sogar Steine und Kalk, mitnehmen. Die Verstärkung der Besatzung in Guinea tat not, da nur noch sechzehn Mann davon am Leben waren, die das Fieber verschont hatte. Um dort irgendwelchen Streitereien zwischen Zivil und Militär vorzubeugen — die Kolonie war ja Eigentum



Umgebung von Groß-Friedrichsburg. Nach einer Zeichnung von 1688.

der Kompanie und erhielt nur militärischen Schutz durch den Kurfürsten —, war eine eingehende, vorbildliche Verordnung erlassen des Inhalts, daß sich der Militärkommandant „weder directo noch per indirectum“ in den Handel mischen dürfe, wie „der Oberkauffmann mit den seinen sich in keine militärischen Dinge mesliren soll“. Die Kolonie, die inzwischen eine in Europa vielbestaunte Huldigungs-Negergesandtschaft nach Berlin gesandt hatte, wurde ausgebaut; auch wurden weitere Forts bei Accada, Taccarary und Tacrama angelegt.

Das Jahr 1686 darf als der Höhepunkt der Kolonie angesehen werden; der Kurfürst übernahm damals das gesamte Eigentum der Kompanie und trug sich mit weitgehenden Kolonialplänen. Nachdem auch auf der Insel St. Thomas eine Niederlassung errichtet war, dachte er an die Gründung einer „Ostindischen Handelsgesellschaft“ und an eine Expedition nach China und Japan! Der Handelsverkehr mit Groß-Friedrichsburg war zu diesem Zeitpunkt recht lebhaft, was die Holländisch-Westindische Kompanie mit größtem Unwillen erfüllte. Er äußerte sich in mehrfachen Übergriffen und im folgenden Jahre gar durch Übrumpfung und Zerstörung der vorerwähnten Forts, nachdem ein Überfall auf Groß-Friedrichsburg an der Wachsamkeit der Besatzung gescheitert war. Und das geschah mitten im Frieden, ohne den geringsten Schein eines Rechts. Diesen Gewalttaten reihte sich Ende 1687 die Wegnahme des kurbrandenburgischen Schiffes „Berlin“ und die Blockade der Feste Groß-Friedrichsburg an.

Ein Herrscher wie der Große Kurfürst ließ sich solche Demütigungen nicht bieten. Als die holländischen Generalstaaten Ausflüchte machten, schien der Krieg

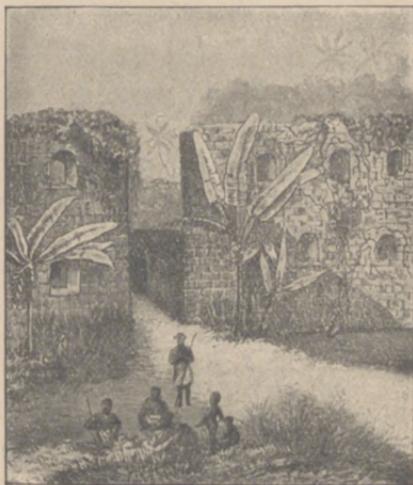


- Feste Groß-Friedrichsburg. Nach einer Zeichnung von 1758.

unvermeidlich; da, kurz vor Ausbruch der Feindseligkeiten, ereilte den Kurfürsten am 29. April 1688 der Tod. Noch ehe er die Augen schloß, hatte er die Genugthuung, zu erfahren, daß die Stadt Amsterdam sich bereit erklärt hatte, für die vollständige Befriedigung seiner Ansprüche einzutreten. Die letzte von ihm erteilte Parole lautete: „Amsterdam“! Mit seinem Hinscheiden hatte der Kolonialgedanke in Deutschland seine Hauptstütze verloren, und die Kolonien eilten dem Verfall entgegen. Der Sohn und Nachfolger, Kurfürst Friedrich III., besaß weder das gleiche Verständnis noch den eisernen Willen seines Vaters. Die von ihm wieder aufgenommenen Verhandlungen mit Holland zogen sich bis 1694 hin und brachten keine volle Genugthuung. Noch einmal nahmen die Kolonien, zu denen 1685 noch das Kastell Arguin am Senegal gekommen war, einen kurzen Aufschwung; es war in den Jahren 1692 bis 1693, in denen eine große Anzahl Schiffe den Handelsverkehr vermittelte. Die damals unternommenen Versuche, durch deutsche Bergleute in Guinea nach Gold graben zu lassen, brachten keinen besonderen Erfolg. Aus dem bei Groß-Friedrichsburg gefundenen Golde waren schon zur Zeit des Großen Kurfürsten Münzen geschlagen worden, das erste deutsche Kolonialgeld.

Bald machte sich der Niedergang der Kolonien bemerkbar, denen die warmherzige Unterstützung der kurz-sichtigen Heimat fehlte. Die „Afrikanische Kompanie“ konnte schließlich keine eigenen Schiffe mehr ausrüsten, und die Besatzung von Groß-Friedrichsburg blieb von 1700 bis 1708 ohne jede Verstärkung, so daß, als diese endlich eintraf, nur noch sieben dienstfähige Soldaten vorhanden waren! Bei solcher Lauheit kann es nicht wundernehmen, wenn allmählich der Plan auftauchte,

die Kolonien abzutreten. Am 11. März 1713, wenige Wochen nach seiner Thronbesteigung, ließ König Friedrich Wilhelm I. seinem Residenten in England mitteilen, daß „Wir unsere auf der Küste von Guinea habende Forten auf Jemandt Anders gegen billige conditiones transferiren mögten“. Und dieses Angebot erfolgte zu einer Zeit, als der Handelsverkehr mit Guinea sich wieder gehoben hatte; legten doch von Dezember 1711 bis Dezember 1713 fünfundneunzig Schiffe bei Groß-Friedrichsburg an, ein Zeichen, daß die Kolonie bei tatkräftiger Unterstützung wohl entwicklungs-fähig war. Nachdem die Besitzungen fast an allen europäischen Höfen zum Kaufe angeboten waren, gingen sie am 18. Dezember



Ruinen im Inneren des Forts
Groß-Friedrichsburg.

1717 an die Holländisch-Westindische Kompanie über, die als Kaufpreis sechstausend Dukaten zahlte und sich verpflichtete, dem Könige außerdem noch „sechs wohlgemachte junge Neger mit güldnen Halsbändern und ebensoviele ohne Halsbänder“ zu stellen! Die Holländische Kompanie hatte ihr Ziel erreicht.

Und nun setzt eine Episode in Groß-Friedrichsburg ein, die der an erhebenden Momenten nicht reichen

Geschichte des brandenburgisch-preussischen Kolonialwesens in Westafrika einen fast versöhnenden Ausklang gibt. Jan Cuny, der Häuptling der Eingeborenen von Groß-Friedrichsburg, war, gemäß seinem Eide, dem preussischen Könige mit einer geradezu legendären Treue ergeben, die er bereits vor Aufgabe der Feste erwiesen hatte.



Ruine des Forts Groß-Friedrichsburg:
Ausfalltor.

Durch ein königliches Handschreiben vom 30. September 1717 war ihm hierfür besonderer Dank ausgesprochen worden mit dem Befehl, auch weiterhin für „conservation des Forts“ Sorge zu tragen“. Als nun die Holländer, gestützt auf den Kaufvertrag, die Feste übernehmen wollten, da stießen sie auf den Widerstand

des „Preussischen Neger-Fürsten“ Jan Cuny, der nichts von einem Vertrage wissen wollte, „vorgebend, daß er das Fort nicht könne übergeben als einem Schiff, welches Ew. Königl. Majestät zugehörete“. Sieben Jahre lang hat Cuny dann noch die Feste gegen die erbittertsten Angriffe der Holländer gehalten, bis Übermacht ihn zwang, Groß-Friedrichsburg aufzugeben.



Max v. Schenkendorf

Zum hundertsten Todestage

Von Henning Goeden

Mit 2 Bildern

Dreiundzwanzig Jahre war der am 11. Dezember 1783 in Tilsit geborene Max v. Schenkendorf alt, als Preußen mit der verlorenen Schlacht bei Jena zusammenbrach und die Zeit der entwürdigendsten Schmach für Deutschland begann. Not und Elend, die mit Napoleons Bergewaltigung die Heimat niederdrückten, fanden in seinem jungen Herzen schmerzlichen Widerhall, und dem Angstschrei, der alle Gaue durchdrang, begegneten seine ersten Dichtungen in würdiger Fassung, mit entschiedener Kraft und voll tiefer Gläubigkeit an die Wiederkehr besserer Schicksale für das mißhandelte Vaterland. Seine Lieder gehen nicht aus von der Not der Gegenwart, in der sie entstanden, sondern von der bereits mächtig waltenden Gegenwirkung, die diese Not vernichtet. Obgleich immer auf die Gegenwart sich beziehend, ruhen sie doch mit ihrem geheimsten Leben auf einer ahnungsvoll erfaßten Zukunft, die aus der Erinnerung der glanzvollsten Zeit der deutschen Vergangenheit ihre beste Nahrung sog. Ein deutsches Reich und ein deutscher Kaiser ist der Grundgedanke seiner politischen Wünsche, den er wie kein anderer so früh und gewaltig im Lied verkündete. Friedrich Rückert dichtete auf ihn die Verse: „Er ließ die Sehnsucht rufen so laut, daß Deutschland ihn, die verlassne Braut, nennt ihren Kaiserherold.“

Im Juli 1813 rief er den Kämpfern für die Freiheit zu:

„Deutscher Kaiser! Deutscher Kaiser!
Komm zu rächen, komm zu retten,
Löse deiner Völker Ketten.“

Die deutsche Einheit und Freiheit schien ihm nur durch ein allumfassendes, alle Stammesunterschiede ausgleichendes Kaisertum gesichert; denn sein tiefer Glaube war: ohne Kaiser ist keine Einheit im Reich denkbar, ohne Einheit keine Stärke, keine Achtung im Ausland und ohne diese kein Frieden. Alle Lieder Schenkendorfs durchzieht als Grundton die Sehnsucht nach der Wiedererstehung von Kaiser und Reich in seiner einstigen Machtfülle und Herrlichkeit. Auch er, wie Ernst Moriz Arndt, war der Überzeugung, daß der Rhein „Deutschlands Strom und nicht nur Deutschlands Grenze“ sei:

„Die Freiheit sei der Stern!
Die Lösung sei der Rhein!
Wir wollen ihm aufs neue schwören;
Wir müssen ihm, er uns gehören.
Von Felsen kommt er frei und hehr:
Er fließe frei in Gottes Meer!“ ...

Im Januar 1814 dichtete er sein Lied an den Landesturm, den er anruft, sich gegen „hundertjährige Frevler“ zu erheben; es geht um die geraubten deutschen Länder, um Elfaß:

„Hört ihr nicht Geklirr von Ketten,
Überm Rhein den Klage-ton:
„Will kein freies Volk uns retten,
Nacht kein Gott, kein Menschensohn?“
Unfre deutschen Brüder strecken
Ihre Hände Tag und Nacht
Übers Wasser aus und wecken
Jeden Deutschen zu der Schlacht.“ ...

Wie er in seinen Liedern nach dem Kaiser und der Einheit rief, so auch um den „heiligen Rhein“, in dessen Fluten Straßburgs Münsterturm sich spiegelt; durch



Schneidberg.

Zurücknahme des alten, in elender, ohnmächtiger Zeit geraubten Eigentums soll gutgemacht werden, was einst Franzosen mit vandalischer Wut in der Gegend umher verbrachten. Aber die Stimme des vaterland-

liebenden Dichters erklang für solche Wünsche zu früh. Wohl ward der Erbfeind im Sturm niedergeworfen, aber wie Blicher klagte, verdarben die Diplomaten mit der Feder, was durch das Schwert errungen worden. Der Ruf nach Kaiser und Reich, nach Elsaß-Lothringen verhallte ungehört; viel später noch sprach es Friedrich Wilhelm IV. von Preußen aus: „Eine Kaiserkrone kann nur auf dem Schlachtfeld errungen werden.“ Erst 1870 sorgte das ewig unruhige Frankreich dafür, daß dies Wort sich erfüllte.

Ein Mitkämpfer der Lützowschen Freischar schrieb 1817: „Man mußte sich eingestehen, daß die Hoffnungen, welche man auf den Befreiungskrieg gesetzt, nicht in Erfüllung gegangen waren. Das Ideal, das uns damals vorschwebte, worauf wir mit geraden Schritten loszugehen glaubten, das wir zu erreichen gewiß hoffen konnten, ist nicht allein weit entfernt von uns, sondern sogar jede Hoffnung, es zu erreichen, verschwunden.“ Ernst Moritz Arndt erinnerte sich mit herber Behmut an jene Jahre: „Wo alles aufflog und auffsprang. So fliegt und so springt es nun freilich nicht mehr! — Vieles scheint sogar wieder elendig werden zu wollen, aber es ist doch noch lebendig, was nicht verfliegen und zerspringen kann wie Seifenblasen.“

In Schenkendorfs tiefer, gläubiger Natur blieb die Hoffnung unverloren, und seine Lieder starben nicht mit der Stunde, sie wirkten weiter. Auch ein preußischer Staatsmann schrieb in jenen Tagen, wo heftiger begehrende Männer an dem „kläglichen Geschlecht“ verzweifelten: „Die Zeit hat eine verbessernde, veredelnde Gewalt an allem geübt, was nicht ganz unverbesserlich war, und tausend junge Zweige und Sprossen verkünden

das Gedeihen der Zukunft. Freilich ist schon aufs neue viel gesündigt worden; ach! wie viel ist versäumt, was ist auch schon dem lieben Gott in seinen Plan gepfuscht worden." Nach hundert Jahren ist es abermals so; wir stehen vor der gewaltigsten Erschütterung, die jemals die Welt in den Fugen rüttelte. Die mahnenden Stimmen von einst mögen uns erinnern, so zu handeln, daß unsere Klagen nicht wiederholt werden müssen. Im Wesen des Deutschen leben noch immer die zerstörenden Mächte der Uneinigkeit, das uralte unselige Hadernd unter uns selbst, das immer die beste Waffe unserer Feinde war.



phot. v. Wenzel.

Maxv.-Schenkendorf-Denkmal
in Koblenz.

In seinem herrlichen „Frühlingslied an das Vaterland“, das Schenkendorf 1814 dichtete, stehen die Verse:

„Aber einmal müßt ihr ringen
 Noch in ernster Geisterschlacht
 Und den letzten Feind bezwingen,
 Der im Innern drohend wacht.
 Haß und Argwohn müßt ihr dämpfen,
 Geiz und Neid und böse Lust —
 Dann nach schweren, langen Kämpfen
 Kannst du ruhen, deutsche Brust.
 Traute, deutsche Brüder höret
 Meine Worte alt und neu:
 Nimmer wird das Reich zerstöret,
 Wenn ihr einig seid und treu.“

Schenkendorf war ein Warner und ein Seher! Wie er die künftige Größe des Vaterlandes gläubig erhoffte, so sprach er 1815 ahnungsvoll aus, daß einst „Österreich und Preußen des Reiches Haupt und Schild“ bewahren würden: sie „sind eines Reiches Glieder und kämpfen Mann für Mann“.

Am 11. Dezember 1817, seinem Geburtstag, starb Max v. Schenkendorf in einem Alter von vierunddreißig Jahren dahin. Seine sterblichen Reste wurden auf dem Friedhof vor dem Lohrthor zu Koblenz gebettet, der zwischen zwei Forts der Festung lag. Durch den Bau einer Schanze wurde sein Grab zerstört und unzugänglich. Seine Frau schrieb an den Freund Fouqué, daß ganz nach seinem Sinn, da er noch lebte, nun im Tode sein Grab für alle Zeit zur Schanze gegen den Erbfeind Frankreich geworden sei. Arndt dichtete zum Gedächtnis Schenkendorfs prophetische Verse: Das tapfere, treue deutsche Herz, die Kraft des Liedes werden die starken Hüter des Rheinstroms sein. Lanzen

und Schwerter, Felsen und Mauern können brechen;
das treue deutsche Herz aber wird stärker sein und
dauernd bleiben:

„Brechet die Schwerter klein,
Reißet die Wälle ein,
Schleifet die Felsenburg,
Mit diesem fecht' ich's durch!“



Olivenernte

Eine Erinnerung von Frank v. Kleist

Ein sonniger Dezembertag ist heute und die Olivenernte im vollen Gange. Glitzernd ruht die winterliche Sonne auf den runden Kieseln der steilen Maultierwege, die nur durch die vielen steinernen Schwellen einigermaßen für den Fuß des Wanderers und der schwerbeladenen Tiere gangbar gemacht sind. Uralte, rauhe Fußwege sind es, die durch die Olivenhaine über die nur wenig erhöhten Terrassen vom Bergesrückén zum Tale führen. Auf den einzelnen durch niedere Mauern festgehaltenen Geländestreifen, nur wenige Meter abseits vom Wege, stehen die Olivenbäume, merkwürdige, oft überraschend gewundene und gedrehte Formen, die gerade diesen eigenartigen, langlebigen Bäumen ihren besonderen Charakter verleihen, die nicht wie unsere Eichen mit dem zunehmenden Alter groß und mächtig werden, sondern scheinbar von der Last der Jahre ermüdet, in ihrer Art indessen unverdrossen und ausdauernd gegen die Macht der größten Vernichterin, der Zeit, ankämpfen. Jeder einzelne dieser merkwürdigen Bäume ist für den Maler immer wieder anziehend, denn kein anderer Baum der Erde ist so ungleichmäßig in seiner Gestalt und seinem Wachstum. Meist zweigen schon nahe am Boden vom Hauptstamm zwei Äste ab, die sich wieder und wieder gabeln. Manchmal aber tritt diese Verzweigung bereits unmittelbar am Boden ein, während andere sich zu einem wahrhaft säulenartigen Stamme entwickelt haben; wie es scheinen will nur, um in der Höhe um so seltsamere Formen anzunehmen, häufig schon ein gutes Stück unterhalb der ersten Äste. Aber wie sie auch gestaltet sein mögen, stets findet das Licht seinen Weg durch das Netzwerk der kleinen Zweige und die Masse des feinen Laubes.

Und dies Gemisch von Licht, Laub und ungezählten dünneren und gröberer Astchen wirkt in seiner Gesamtheit auf das Auge des Beschauers wie eine Wolke von graublauer Farbe, die nur hier und da durch weiße und rote Flecke, die Mauern und Dächer der über den ganzen Hang verteilten Bauernhäuschen, unterbrochen wird. Das Ganze überragt von der sich scharf gegen den blauen Winterhimmel abhebenden Silhouette der schroffen, felsigen Zacken des eigentlichen Bergrückens.

Merkwürdig hart tönt aus den höchsten Ästen des großen Olivenbaumes das Klappern eines Stockes gegen die glasharten Zweige zu uns herüber, und in dem Laubgewirr taucht das sonnengebräunte Antlitz eines Bauern auf. Während er droben mit schnellen, kräftigen Schlägen die Zweige bearbeitet, fallen die reifen Früchte wie ein Schauer reichen purpurroten Segens platschend zu Boden, der bald mit einer silbriggrauen, rotgetüpfelten Decke von herabgefallenem Laub und Früchten überzogen ist. Ein Nachbarbaum ist schon abgeerntet, aber unter ihm steht tief zum Boden gebeugt ein Weib, den Nacken umschlungen von feuerrotem Luche, von dem sich das tiefschwarze krause Haar abhebt. Sorgfältig sammelt sie die winzigen Früchte in einen kleinen Sack, der bald gefüllt ist. An den Pfahl gebunden steht ein Esel mit dem Tragkorb auf dem Rücken, und von Zeit zu Zeit blickt er sich um, als könne er's nicht erwarten, daß seine Last geladen ist. Ungeduldig scharrt er mit den Hufen, bald rechts, bald links — die Fliegen plagen ihn, denn auch die sind munter und tätig an diesen wonnigen, klaren Wintersonnentagen, wie sie wohl nur die Küsten des Mittelmeeres kennen. Jetzt wird auf dem nahen Pfade einer seiner Artgenossen am einfachen Zügel vorbeigeführt, beladen mit der Ernte

aus einem anderen Haine. Sein Treiber bleibt einen Augenblick athemholend stehen, spricht ein paar Worte mit dem Bauern im Baume und setzt dann seinen Weg talwärts fort. Doch nun scheint es seinem Esel mit dem Bergablaufen nicht mehr recht zu passen, denn er hält plötzlich und fängt lustig an zu keilen. Ein wütendes Zerren und der tadelnde Ruf: „Isa, isa!“ (Schäm dich, schäm dich!) ist die Antwort seines Führers, und unter dessen sanft ermunterndem Zureden: „Alla, alla!“ (Marsch, marsch!) geht es dann gemächlich weiter durch die schier endlos erscheinenden Olivenhaine. Droben aber ist's wieder ruhig geworden, nur von Zeit zu Zeit unterbricht das helfernde Geclapper des Stockes an den Ästen die große Stille des schimmernden Tages.

Wohin der Wanderer seinen Fuß auch setzt zwischen diesen vielen Kleinbäuerlichen Besitzungen zu beiden Seiten der Täler mit ihren dichten Beständen an Olivenbäumen, überall wird er das gleiche Bild treffen: eine dunkle Gestalt in den Zweigen des Baumes und unter diesem eine Frau oder Kinder mit dem Auflesen der lustigroten Früchte beschäftigt, bald still, bald unter fröhlichem Gelächter und Geplauder. Und überall führen durch die schattigen Haine schmale, kaum erkennbare Fußwege, hier und dort ein kleines Bauernhaus mit blendendweißen Mauern und rotem Ziegeldach, das hölzerne Fachwerk verkleidet mit den um diese Jahreszeit freilich entlaubten Ranken des Weines. Steigt man ein Stückchen talwärts, so lohnt es sich wohl, noch einen Blick rückwärts den Talhang empor zu werfen zu seinen niederen, sorgfältig gemauerten Terrassenabfäßen und den darauffstehenden, eigenartig geformten Olivenbäumen mit ihrem wirr verzweigten Geäst. Über dem allen blaut ein Himmel von geradezu köstlicher, einziger

Farbe. Drunten aber, weiter im Tale, hören die Olivenhaine auf, wenn sich auch noch einzelne Bäume hier und da hineindrängen in das satte dunkle Grün der dort unten vorherrschenden Zitronenbäume, deren Zweige von den gelben Früchten wie besät sind.

Die purpurroten Oliven wandern in Säcken und Körben in die Fabriken, während sich der Bauer seinen voraussichtlichen Gewinn aus der diesjährigen Ernte im stillen überschlägt, aus dem Ertrag der gleichen Bäume, die schon seinen Vorfahren durch viele Jahrhunderte den Unterhalt zum Leben gewährten. Bis der furchtbare Weltkrieg kam und mit ihm auch die Not selbst für die Länder dieser gesegneten Striche. Italien, das Land des „sacro egoismo“, hat keine Kohlen, aber auch die Brennholz liefernden Wälder fehlen in erreichbarer Nähe der Städte. Da mußten die Olivenhaine der Art zum Opfer fallen. Englands silberne Kugeln haben Italien kein Glück gebracht. Zuerst verlor es seine Ehre, dann das Blut seiner Landeskinder in unübersehbaren Strömen, und jetzt fallen seine Wahrzeichen und mit ihnen die Daseinsmöglichkeit vieler kleiner Bauern. Die Not steigt, die Unzufriedenheit wächst. Albions Silberfaat wird blutige Früchte tragen — röter als die der Oliven.



Ein Christmärchen

Von Fritz Gehre

Es flog ein Engel vom Himmel zur Erde herab; vom Kopf bis zu den Füßen umhüllte ihn ein silberner Schleier und machte ihn unsichtbar für die Augen der Menschen. Da kam ein tückischer Wind durch die Luft dahergefahren, der entriß ihm den schützenden Schleier und entführte ihn blitzschnell über Berg und Thal. Der Engel entfaltete seine Schwingen und flog eilends hinterdrein. Der Wind aber tobte und tollte um ihn, lockte ihn rechts und links von seiner Bahn, verfolgte ihn mit Hohn und Spott, bis der Engel jede Spur des rechten Wegs verlor. Kreuz und quer irrte er durch die Lüfte, den verlorenen Schleier mit Schmerzen suchend, denn ohne ihn konnte er weder sein Werk auf Erden verrichten, noch in den Himmel zu seinen Gefährten zurückkehren. Müde und hoffnungslos setzte er sich auf die Spitze eines hohen Berges nieder und weinte. Als er seine Augen wieder aufhob, sah er in der blauen Ferne silbernes Glänzen. Voll neuen Hoffens durcheilte der Engel in schnellem Flug weite Räume, und am Abhang eines Berges fand er den verlorenen Schleier. Wohl zerrte der böse Wind auch jetzt noch ungestüm an dem köstlichen Gewebe, um es von neuem zu entführen, aber drei Tannenbäume, zwei große und ein ganz kleiner, hielten es mit den Nadeln ihrer Zweige fest und wehrten dem Wind seinen Raub.

Da rief der Engel freudig: „Wie soll ich euch danken? Ihr habt mich aus Sorge und Kummer befreit. Jedem von euch dreien will ich einen Wunsch erfüllen. Besinnt euch wohl und sprecht!“

Der größte von den dreien rief, ohne sich lange zu besinnen: „Ich will Größe, Macht und Ansehen haben bei den Menschen, ich möchte von Land zu Land ziehen

und die Schätze der Welt heimbringen: Macht und Reichthum; die sind das Glück."

"Es sei!" sprach der Engel.

"Und du?" wandte er sich zum zweiten.

"Ich erfann mir Besseres. Klugheit regiert die Welt; Reichthum und Macht werden ihr von selbst zu eigen. Ich will theilhaben an der Weisheit der Menschen, ihre Geheimnisse will ich erfahren. Was die Welt in Lust und Leid bewegt, ich möchte alles wissen und verstehen: denn Wissen ist Glück."

"Es sei!" sprach der Engel.

Tief zur kleinen Tanne sich herniederbeugend und mit der Hand ihre verkrüppelten Zweige streichelnd, fragte er freundlich: "Und was wünschest du dir?"

Bescheiden flüsterte die kleine Tanne: "Ich habe nichts getan, was des Lohnes wert wäre."

"Du hast getan, was deine Kraft vermochte. Sprich, was dein Begehrt!"

"Ich möchte die Liebe der Menschen kennen lernen, von der sie singen und sagen; die reinste und edelste Liebe, die Gott in ihre Herzen gepflanzt, die Liebe, von der es heißt: sie höret nimmer auf."

"Es sei!" sprach der Engel. Dann breitete er seinen Schleier aus, daß es wie ein dichter silberner Nebel über die Halde und das weite Thal zog, und rief: "Seid bereit, in die Welt zu ziehen und euer Glück zu erproben!"

Als der Nebel wich, war der Engel nicht mehr zu erblicken. Aber ein Wunder war geschehen. An Stelle der Tanne, die Größe, Macht und Ansehen für sich begehrt, überragte ein turmhoher stolzer Baum, schon jetzt einem Herrscher gleich, das weite Waldrevier. Und neben ihm, bis zu seines Riesenleibes Mitte reichend,

hob die zweite Lanne ihr Haupt, das nach Erkenntnis und Wissen verlangte. Nur das dritte Bäumchen war klein und unscheinbar wie zuvor, und verächtlich sahen es die beiden großen Genossen zu ihren Füßen kauern. Höhnend riefen sie ihm von oben herab zu: „Siehst du, Dummbart, Bescheidenheit geht betteln allüberall. Niemand vermag von der Liebe zu leben. Nur dem Klugen gehört die Welt.“

Eines Tages kamen Menschen; sie fällten die größte Lanne und legten ihren entzweigten Stamm auf einen Wagen, den sechs Pferde nur mit Mühe den Waldweg entlangzogen. Starr und steif vor Hochmut lag sie auf ihrem Gefährt und rief noch aus der Ferne den Zurückbleibenden zu: „Seht, ich fahre mit sechsen wie ein König. Zu den Schätzen des Erdreichs und zur Macht führt mein Weg; dem Klugen gehört die Welt.“

Und die Menschen führten die Lanne durch weite Lande bis in eine große Stadt am Ufer des Meeres, dort setzten sie den Stamm als Mastbaum auf ein großes Handelsschiff, das nach den vier Winden den Dzean durchzog. Wie ein König stand er nun über dem festen Bau und dem Schiffsvolk, das zu seinen Füßen hin und her lief. Und wenn der Wind seine Segel schwellen und seine bunten Wimpel lustig flattern ließ, da sprach er oft, auf die weite See hinausschauend: „So weit ich sehe und spähe, keiner ist so groß wie ich.“ Und er pries seine Weisheit und gedachte mitleidig des Gefährten, der, bescheidener als er, an dem armseligen Wissen der Menschen sein Genügen gefunden.

Aber auch der war zum Ziel seiner Wünsche gelangt. Als hochragende Telegraphenstange stand er neben den Schienen der Eisenbahn, nahe der Hauptstadt des Landes, und besaß alles, was er begehrte. Tag und

Nacht kam neue Kunde, gute und böse, von Ost und West, von Süd und Nord. Was die Welt bewegte, was der Völker Leid und Lust war, was den einzelnen Menschen jauchzen und weinen machte — an sein Ohr schlug es zuerst und klang weiter von Land zu Land, von Haus zu Haus. Anfangs war er froh und glücklich; aber bald langweilten ihn die ewigen kleinen und großen Sorgen und die wenigen kümmerlichen Freuden der Menschen, die ihm täglich und stündlich im Ohr klangen. Ost ward es ihm irr und wirr davon, und die Stunde kam, da er dachte, wieviel besser es doch gewesen wäre, im grünen Schmuck seiner Nadeln im Walde zu stehen, als hier vor der Zeit alt, grau und grämlich zu werden. Immer mürrischer und unzufriedener brummte er manchmal, daß es weithin zu hören war und die Vögel, die auf den Drähten sich schaukelten, erschreckt davonflogen. Kinder kamen, legten lauschend ihre Ohren an seinen Stamm und fragten sich: „Was sagt er?“ Er aber brummte verdrossen: „Wissen allein macht nicht glücklich.“ Aber die Kinder verstanden nicht, was er meinte.

Wenn ihm dann und wann Kunde zuslog von dem Gefährten, der mit Schätzen beladen glücklich zu dem heimischen Hafen zurückgekehrt war, überfiel ihn Ärger und Verdruß, und er barst fast vor Neid. Dann krachte und knackte es in seinem Leibe, und seine Nachbarn rechts und links flüsterten sich zu, wie alt und rissig er geworden sei, und wie er mit dem Kopf wackle, und alle sagten voraus, daß es einmal ein schnelles und böses Ende mit ihm nehmen werde. Keiner von ihnen wußte, daß die Mißgunst gegen den größeren Gefährten, den er für glücklicher und zufriedener hielt, als er sich selbst fühlte, an seiner Lebenskraft zehrte.

Aber auch der stolze Mastbaum war längst seiner Freuden und Leiden satt und müde geworden. Wenn das Schiff, vom Sturm getrieben, durch tobende Wellen dahinflog, und er, gepeitscht von Tauen und zerfetzten Segeln, Tod und Verderben vor Augen sah, gedachte er voller Sehnsucht seiner Jugend, da er, vor Sturm und Not geschützt, in sicherem Boden wurzelte. Oft sprach er zu sich: „Wer weiß, ob der kleine Anirps, den wir verlachten, nicht das beste Los von uns dreien wählte. Der Engel vergaß ihn wohl längst, und er steht vielleicht heute noch an der sonnigen Halde, wo bunte Blumen blühen und muntere Vögel ihre Lieder singen.“

Und es war so. Das Bäumchen wurzelte noch immer auf seinem alten Fleck. Der Sommer war vergangen mit Blütenpracht und Vogelgezwitscher, und im Herbst prangte alles ringsum in bunten Farben, bis im Winter dichter Schnee es umhüllte. Wenn das Bäumchen sich auch vom Engel vergessen wähnte, lebte es doch seine Tage froh und zufrieden dahin, zuerst die hellen goldenen Sommerwochen und Herbsttage und jetzt die dunkeln der Winterszeit, die es unter Schnee zu vergraben drohten.

Um die Weihnachtszeit fuhr eines Tages ein Schlitten durch den Wald, der hoch mit Bäumen, großen und kleinen, beladen war. Ein betagter Mann zog ihn, und ein Förster ging nebenher, der zu dem Alten sagte: „Wenn Ihr eine Draufgabe haben wollt, so nehmt den kleinen dort. Der sei Euch gerne geschenkt, denn was Rechtes wird doch nicht aus ihm. Wollen sie ihn in der Stadt nicht als Christbaum, so wärmt er doch wohl auf Eurem Herd als Reifig.“

„Besser was, als nichts,“ meinte der Alte; er hackte

das Bäumchen ab und warf es als letztes auf den Wagen.

Es war das letzte gewesen, das man aus dem Wald mitgenommen, und es blieb auch das letzte auf dem Weihnachtsmarkt. Alle anderen prangten längst in Flittergold und Zuckerwerk, und die brennenden Lichter auf ihren Zweigen strahlten durch die Scheiben der Paläste und hinter den kleinen Fenstern der Hütten in das Dunkel der Christnacht.

„Niemand kommt mehr,“ klagte die kleine Tanne, traurig über abgestreifte Nadeln und abgehackte Zweige hinweg durch die leere Straße spähend. „Keiner fragt nach mir. Der Engel hat mich vergessen; vielleicht war meine Bitte töricht und unbescheiden.“

„Keiner kommt mehr,“ sagte auch der Alte und packte seine Sachen auf einen Schlitten, um heimzugehen. Da klang eine leise Stimme an sein Ohr: „Schenkt mir einen Zweig von Eurem Abfall; ich bin arm und möchte meinem Kind eine Freude zum heiligen Christ machen.“ Eine blasser Frau stand im Schein der Laterne und schaute mit traurigen Augen bittend den Alten an.

Mürrisch rief er: „Ich hab’ nichts zu schenken! Wer für seine Kinder einen Baum haben will, kann auch arme Leute bezahlen.“

„Für mein letztes Geld kaufte ich ein Kerzchen,“ sagte die Frau; ihre Stimme zitterte: „Es war mein einziges Kind, so lieb und gut, wie nur eins unter den Engeln Gottes ist. Nun ruht es auf dem Friedhof, und sein Seelchen ist im Himmel. Als es so lange Wochen krank lag, erzählte ich ihm vom kommenden Christfest und vom Tannenbaum, den ich ihm beschaffen wollte. Da glänzten seine müden Augen so

hell, als spiegelte sich in ihnen der Glanz der Christbaumlichter; wenn ich heut auf seinen Hügel einen Tannenzweig bringen könnt' und ihm dies Lichtlein anzünden, müßte ihm der liebe Gott den Himmel aufstun, und es müßte glücklich niederschauen und mich anblicken wie damals, als ich's noch auf meinem Schoß hielt."

"Was man versprochen hat, muß man halten," brummte der Alte. Seine Stimme klang minder rauh, als er sagte: „Ich will Euch einen richtigen Baum geben. Nehmt den, es ist mein letzter; ich hab' keinen bessern. Und der im Himmel sieht ja auch das Kleinste an. Danken braucht Ihr mir nicht; haltet Euch nicht auf, Euer Weg ist weit.“

Ehe die Arme ein Wort des Dankes fand, zog der alte Mann seinen Schlitten um die nächste Straßenecke. Sie eilte rasch mit dem Bäumchen durch leere Straßen, auf die heller Lichtglanz aus vielen Fenstern herabfiel, hinter denen jauchzende Stimmen glücklicher Kinder erklangen.

Auf dem Kirchhof, am Rande der Stadt, bahnte sie sich einen Weg durch hohen Schnee, der hier weich und weiß, unberührt von den Füßen der Menschen, sich hinbreitete. In einem kleinen Hügel kniete sie nieder und steckte das Bäumchen in die Erde; dann befestigte sie die Kerze auf seiner Spitze und zündete sie an. Mit gefalteten Händen schützte sie das flackernde Licht vor dem Wind, der falt von Osten über die Ebene wehte. Dann betete sie, und ihre Tränen fielen auf die grünen Nadeln des kleinen Tannenbaumes. Sie betete zu Gott, daß ihr Kind zu dieser Stunde herniederschauen und sich in aller Herrlichkeit des Paradieses ihres Weihnachtsbaumes freuen möge, wie es sich seiner einst auf

Erden gefreut habe. Und wie sie ihre Augen erhob, wichen die grauen Schneewolken voneinander, und ein Teil des tiefblauen Nachthimmels wurde frei. Und es war ihr, als sähe sie dort oben ihr Kind, wie es jauchzend seine Händchen zu ihr niederstreckte. Und ihr Herz erfüllte freudiger Trost.

Da erlosch das Licht, und die Mutter ging heim in ihre stille, einsame Kammer.

Und zur selben Zeit stand auf der Himmelswiese ein Kind und blickte mit hellem Jubel zur Erde. Sein Jauchzen klang weithin durch die Räume des Himmels. Da kam der liebe Gott, beugte sich väterlich zu dem Kind hernieder. Seine Händchen ausstreckend rief es: „Sieh, dort unten auf dem Friedhof hat mir die Mutter einen Weihnachtsbaum angezündet, sieh, wie hell das Licht strahlt!“

Da trat der Engel herzu, der einst den drei Tannen die Gewährung ihrer Wünsche verheißen hatte, und sprach: „Herr, es ist jenes Tannenbäumchen, das die reinste Liebe der Menschen kennen zu lernen begehrte.“

Da rief der Herr: „So soll es ewig leben, wie die Liebe, die nimmer aufhört.“

Und der Engel schwebte hinab in die Stille des Friedhofes, trat zu dem Grabhügel heran und fragte das Bäumchen: „Bist du zufrieden? Erfüllte sich dein Wunsch, und bist du froh geworden?“

Da sprach die kleine Tanne: „Ja, ich durfte die reinste Liebe kennenlernen, die im Menschenherzen glüht. Nun will ich gern sterben.“

„Du sollst ewig leben!“ rief der Engel. Er hob das Bäumchen auf und trug es mit mächtigem Flügelschlag zum Himmel empor. In der Mitte des Weges reckte er seine Hand aus und zeigte zur Erde hinab:

„Siehe dort unten deine beiden Gefährten, die in derselben Stunde das Ziel ihrer Wünsche erreicht haben.“

Und fern an der felsigen Meeresküste eines fremden Landes, umtobt von den Wellen, die ihn so lange geduldig getragen, lag der stolze Mastbaum zerschellt, zersplittert; von all seiner Herrlichkeit war nichts geblieben. Die Menschen waren längst von ihm gewichen, um ihr Leben zu retten, und die Schätze, die er im Winde geblähter Segel heimzubringen gedachte, lagen im tiefsten Abgrund des Meeres.

Und wieder deutete der Engel durch das Dunkel der Nacht nach einer anderen Stelle der Erde. Da lag mitten entzweigebrochen der zweite Gefährte. Derselbe Sturm, der den Mastbaum vernichtete, brachte auch ihn auf seinem sicheren Grund zu Fall. Er war nichts mehr als ein Stück Holz, das in den Ofen geworfen wird.

Der Engel aber schwebte mit dem verachteten kleinen Tannenbaum hinauf in den lichten Schein des Paradieses. Auf der Himmelswiese, wo die herrlichen unverwelklichen Blumen blühen, pflanzte er ihn ein, mitten unter die silbernen und goldenen Bäume, an deren Spitzen die ewigen Sterne leuchten. Und das Kind tanzte mit seinen Gespielen um den grünen Baum seiner Mutter, und sie freuten sich seiner, ob er gleich der geringste war unter all den unzähligen des Himmels.

Und der Herr trat hinzu und legte seine göttliche Hand auf die Spitze des Bäumchens, und als er die Hand hob, da wuchs die kleine Tanne unter ihrem Segen empor, höher und höher, bis sie ihr Haupt gleich den anderen hoch in die strahlenden himmlischen Räume reckte. Und dann schaute der Herr mit seinem blihenden Gottesauge auf die Stelle, wo noch der letzte

Rest des erloschenen Lichtes klebte, das die arme Mutter für ihr Kind auf Erden angezündet. Und da entbrannte der schwarze Docht von neuem, und ein heller goldener Stern strahlte dort auf und warf seinen glänzenden Schein hinein in die weiten Gefilde der Seligen und hernieder zur Erde bis in die stille Kammer der Witwe.

Die Mutter sah den neuen Stern erglänzen, gerade über dem Grab ihres Kindes, wie einen Gruß von oben. Und jeden Abend, wenn sie nach schwerem Tagewerk zur Ruhe ging, fühlte sie Trost und Ruhe von ihm in ihr Herz herniederfließen, und sooft sie sein Licht erzittern sah durch ihre Tränen, sprach sie froh und glücklich: „Das ist der Stern meines Kindes.“

Und alle Engel im Garten des Paradieses neigten ihr Haupt tief vor dem ewig grünen Baum, denn von seiner Spitze strahlte der hellste Stern in das Dunkel der Erde hinab: der Stern der Mutterliebe.

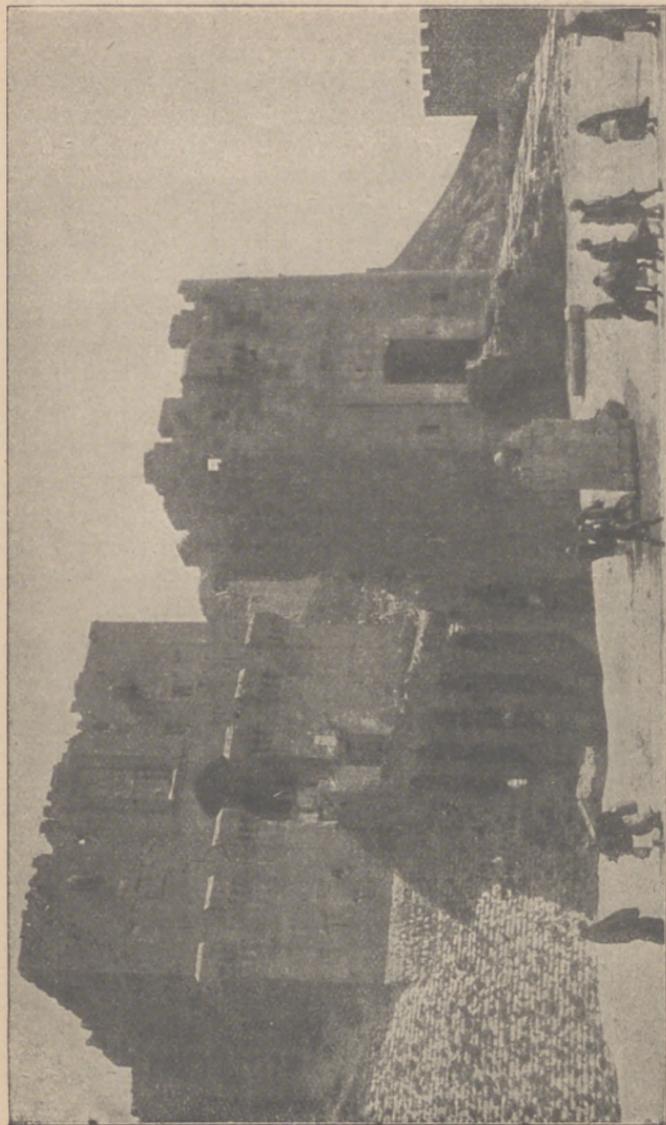


Der Weltkrieg

Dreiundvierzigstes Kapitel

Mit 7 Bildern

Unter den Gegnern der Mittelmächte scheint Rußland, aus äußeren und inneren Ursachen, so gut wie ausgeschaltet zu sein. Unaufhaltsam treibt hier die Anarchie der Endkatastrophe entgegen. Wie die heillose Verfahrenheit der russischen Zustände und die Unzufriedenheit des Volkes der Märzrevolution einen verhältnismäßig leichten Sieg verschafften, so war es auch die geringe Tragkraft der Machtgrundlagen des sozialistischen Diktators *Kerenski*, die es der radikalen Parteigruppe der *Maximalisten* über Nacht ermöglichte, seine Herrschaft zu stürzen und die Gewalt in Petersburg an sich zu reißen. Daß es sich dabei um einen Umschwung von Dauer handeln könnte, ist zweifelhaft, wengleich auch weitere Städte, in denen der Einfluß des Industrieproletariats und der Arbeiter- und Soldatenräte überwiegt — wie Kronstadt, Helsingfors, Nowgorod und Kasan —, sich für die neue Regierung erklärt haben. Fraglich bleibt es auch, ob *Lenin*, das Oberhaupt der *Maximalisten*, selbst wenn es ihm gelänge, sich gegen *Kornilow*, den Kosakengeneral *Kaledin* und die anderen Anwärter auf die Herrschaft durchzusetzen, die Macht, ja ob er überhaupt den ehrlichen guten Willen haben wird, das friedensfreundliche Programm seiner Parteigenossen, der *Bolschewiki*, in die Tat umzusetzen. Auch *Kerenski* wandelte sich, nachdem er ans Ruder gelangt war, in überraschend kurzer Zeit aus einem Helden der Revolution zu einem kleinen Napoleon, dessen Stärke allerdings mehr im Wort als im Handeln lag. Die Disziplinlosigkeit im eigenen Lager wird *Lenin* über kurz oder lang vor die Frage stellen, ob er den gefährvollen Weg



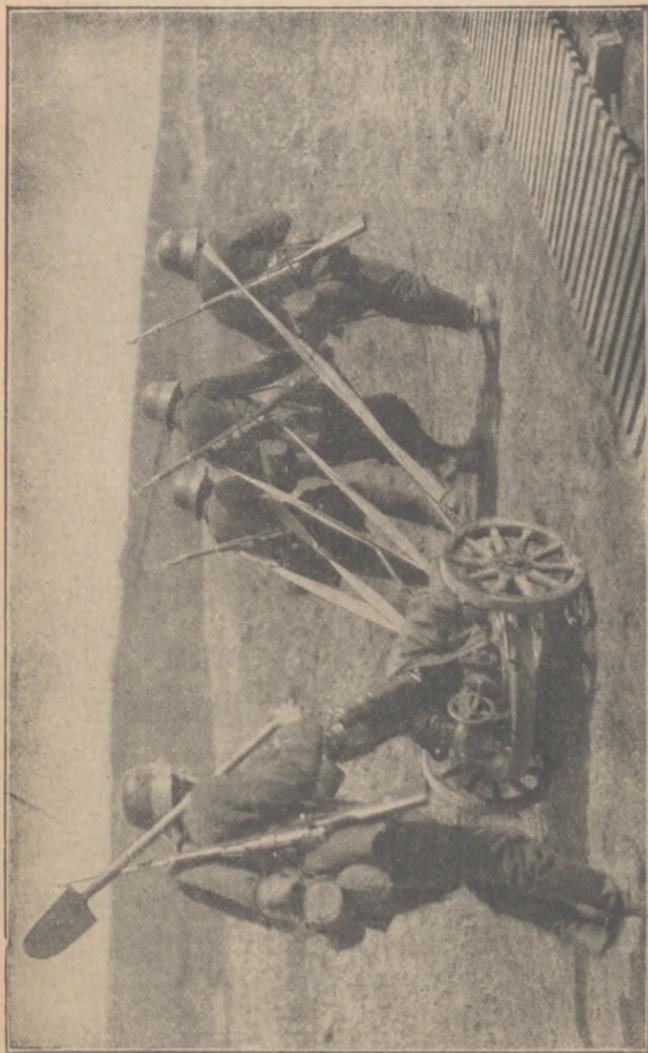
Phot. Bild- und Film-Hint.

Die Burg Haleb in Aleppo (Syrischer Kriegshauptort).

zur Diktatur beschreiten will. Seine persönliche Entwicklung läßt mindestens die Vermutung zu, daß er kein unbedingter Anhänger des revolutionären Friedensgedankens, in seinen innerpolitischen Anschauungen seinem Vorgänger Kerenskiĭ vielmehr ziemlich nahe verwandt ist. In einem öffentlichen Vortrag, den er im März 1917 in Zürich hielt, erklärte er unumwunden, daß er ein Gegner der bürgerlichen Friedensbestrebungen sei, daß er nichts zu schaffen haben wolle mit den „Uz-pazifisten“ und dem „Pfaffenfrieden“, und daß er durchaus nicht Gegner des Krieges sei. Eine unverfälscht revolutionäre Regierung müsse zwar sofort mit einem Friedensvorschlag hervortreten, sie werde aber anderseits den Krieg gegen Deutschland fortsetzen, falls die Mittelmächte auf einen annexionslosen Frieden nicht eingehen sollten und dadurch, seiner Ansicht nach, die Errungenschaften der Revolution in Rußland bedrohen würden.

1 | Doch abgesehen von dieser Offenherzigkeit, die jedenfalls die Ententelüge, daß Lenin im Solde Deutschlands stehe, Lügen straft, muß festgestellt werden: für die Mittelmächte kann eine vereinzelt Parteilosigkeit, die mehr durch Zufall als auf Grund der tatsächlichen Machtverhältnisse und fast nur in der russischen Hauptstadt ans Ruder gelangt ist, als wirkliche Regierung bei Friedensanbahnungen natürlich nicht in Frage kommen. Deutsche offiziöse Kreise haben dies denn auch schon nach Petersburg zu verstehen gegeben und hinzugefügt, daß abzuwarten sei, inwiefern die neue Regierung den tatsächlichen Ausdruck der Staatsgewalt des gesamten Rußlands darstelle.

Daß die führenden, kriegsheberischen Männer der Entente bei der gegenwärtigen Kriegslage mit einem



Minenverfertrupp geht in Stellung.

russischen Kabinett, das auch nur von ferne die Geneigtheit zu Friedensserörterungen durchblicken läßt, keineswegs einverstanden sein können, liegt auf der Hand. Es kann daher auch nicht erstaunen, wenn amtliche Kreise in London erklären, daß sie nicht in der Lage seien, die „Bande von Verrätern“, die zeitweilig in Petersburg die Oberhand bekommen habe, als Regierung anzuerkennen. Gleichem Gedankenkreis ist es auch entsprossen, wenn das ententefreundliche „Journal de Genève“ die Bolschewikis als eine „bewaffnete Bande“ bezeichnet, deren Aufruf an die Heeresauschüsse und andere Sowjets einen „zynischen Appell an die niedrigsten Gefühle und die tierischsten Begehrlichkeiten“ darstelle. Der Pariser „Temps“, der in dem Waffenstillstandsangebot der Bolschewikis nichts anderes sieht als einen „Trick der Mittelmächte“, bestreitet gleichfalls der „Maximalistenbande“ das Recht, „im Namen Rußlands“ zu sprechen, und lehnt es ab, „den Frieden in einer Räuberhöhle zu schließen“. Auch die offiziellen Kreise in Washington erklären, daß die neue russische Regierung keine hinlängliche Autorität besitze, um mit den Zentralmächten Frieden zu schließen; was im besonderen den maximalistischen Parteiführer Trotzky beträfe, so sei er der amerikanischen Polizei wohlbekannt, und es bestehe kein Zweifel, daß er mit Deutschland im Einverständnis handle. Trotzky sei seinerzeit von den Engländern, die ihn seiner ententefeindlichen Umtriebe wegen in Halifax festhielten, nur auf ausdrückliches Verlangen Rußlands freigegeben worden. Auch die russische Diplomatie, auferzogen in der aristokratischen Überlieferung des zaristischen Rußlands, schüttelt die maximalistische



Genommene italienische hochalpine Gefechtsstellung an der Passhöhe von Cividale.
Kupa.

Regierung von ihren Rockschößen ab und weigert sich, ihre Autorität anzuerkennen. Herr M a k l a k o w, der russische Botschafter in Paris, erklärt den Staatsstreich der Bolschewiki für eine unvermeidliche Etappe, aber

eben nur für eine solche, über welche die Entwicklung fortschreiten werde. Die Mehrzahl der russischen Bevölkerung werde sich gegen die wahnwichtigen Verbrecher erheben und sie durch Gewalt niederwerfen. Es handle sich um nichts anderes als um eine Wiederholung der Kommune. Die Herrschaft der Maximalisten könne nur vorübergehend sein und müsse in einer völligen Zerschmetterung enden. Blut fordere Blut. Die Unentschlossenheit der bisherigen Regierung sei an allem schuld; eine klare Lage müsse auch klare Handlungen zur Folge haben, was jedoch durchaus nicht der Fall sei.

Worin diese klaren Handlungen bestehen sollten, kann nicht mehr zweifelhaft sein. Schon spricht man in Petersburg von der Wiederherstellung des Kaisertums. Umsonst suchen die neuen Machthaber ihre Unsicherheit hinter blutrünstigen Phrasen von der Androhung „schonungsloser Gewalt“ und von der „vollen Strenge der revolutionären Gesetze“ zu verbergen. Die Kreise, die sie damit einschüchtern wollen — die Offiziere, Gutsbesitzer und Großindustriellen —, sind nichtsdestoweniger inzwischen im stillen und mit Eifer für die Wiederherstellung einer starken Regierungsgewalt tätig, und sie werden diesen „Berg“, der nur in seinen terroristischen Redewendungen, keinesfalls aber durch elementare Leidenschaft und Tatkraft an die Montagnepartei der ersten französischen Revolution erinnert, wirksam zu unterminieren suchen.

Der zweite am Stamm der Ententehoffnungen gewelkte Zweig ist die italienische Militärmacht, deren Zusammenbruch sich immer mehr zu einer der gewaltigsten Katastrophen des ganzen Weltkrieges auswächst. Nach



Phot. Bild- und Film-Amt.

Leben und Treiben auf einer Stappenstraße in Italien.

der großen Durchbruchschlacht am Isonzo stürzte sich das Heer der verbündeten Mittelmächte lawinengleich in die Venezianische Tiefebene. Die Einnahme von Udine war die Vorbereitung zur großen Umfassungsschlacht am Tagliamento, die den Siegern sechzigtausend Gefangene und mehrere hundert Geschütze in die Hände lieferte. Am 5. und 6. November erkämpften sich die deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen den Flußübergang, und am 9. November erreichten die Spitzen der siegreichen Armeen den Unterlauf der Piave. Inzwischen erfolgte auch der Zusammenbruch der italienischen Gebirgsfront. Ganze Brigaden und Divisionen wurden durch geschickte Umgehungsmanöver der vierzehnten Armee abgeschnitten; zu Zehntausenden ergaben sich die aufgelösten feindlichen Truppenmassen. Der Vorstoß bei Feltrè ermöglichte dann die Vereinigung der Sieger mit der Armee Conrad v. Hötzendorf, die nach der Einnahme von Asiago südwärts vorgedrungen war und in mühseliger Arbeit die schweren Feldbefestigungen des Feindes genommen hatte. Innerhalb weniger Stunden war die zweieinhalbjährige Befestigungsarbeit der Italiener vernichtet. Ungemein rasch vollzog sich die Umfassung des gewaltigen Raumes zwischen Isonzo, den Karnischen Alpen, den Dolomiten, dem Suganatal, der Piave und dem Adriatischen Meer, und bald war auch die Livenza überschritten. Mitte November kämpften die Verbündeten bereits in unmittelbarer Nähe Benedigs, das von den Behörden und sieben Achteln der Bevölkerung verlassen wurde. Während die Engländer an der Flandernfront in fast vier Monate langen Kämpfen bei einem Verlust von weit mehr als einer halben Million Mann



30,5- und 150-mm-Gesch.

Erbeutetes 30,5-Sentimeter-Geschütz auf einer hochalpinen Gefechtsstellung.

nicht mehr als 143 Quadratkilometer strategisch unwichtigen Geländes erobern konnten, das zum größten Teil aus einem völlig zerwühlten Trichterfeld bestand, brachten die Verbündeten allein in Italien innerhalb

weniger Tage ein Gebiet von mehr als 15000 Quadratkilometer in ihren Besitz, wozu noch die seit Mitte Juli in Galizien und der Bukowina, bei Riga und Jakobstadt und auf den Inseln Dsel, Dagö und Moon eroberte Bodensfläche von über 33000 Quadratkilometer hinzukommt. Etwa 400000 Gefangene und über 3200 Geschütze fielen während dieses Zeitraumes den Siegern zu; gut drei Viertel davon sind auf das Konto der italienischen Heeresmacht zu setzen, deren Kampfkraft durch den oberitalienischen Feldzug auf die Hälfte herabgedrückt wurde.

Was aber den Erfolgen der Mittelmächte auf dem italienischen Kriegsschauplatz ihre eigentliche strategisch-politische Bedeutung verleiht, ist die Tatsache, daß durch sie innerhalb eines Zeitraumes von knapp drei Wochen alle Zukunftspläne der Entente für 1918 völlig vernichtet sind. Der Materialverlust von 2500 Geschützen, den allein Italien erlitt, bedeutet für seine Bundesgenossen eine Einbuße an militärischen Kräften, deren Ersatz erst in Monaten und nicht ohne erhebliche Schwächung der übrigen Fronten möglich wäre; anderseits erzielten die Verbündeten durch die italienische Geschützbeute eine wesentliche Verstärkung ihrer schweren Artillerie und ihrer Munition. Von der Größe dieser Beute kann man sich eine ungefähre Vorstellung machen, wenn man erwägt, daß zu ihrer Bepannung über zwanzigtausend Pferde, zu ihrer Bedienung mehr als dreißigtausend Artilleristen notwendig sind. Der Wert des Geschützmaterials allein dürfte sich auf mehr als eine Viertelmilliarde belaufen. Dazu kommt aber noch die Riesenbeute an Maschinengewehren, Minen-



Bisio.

Vor der deutschen Kommandantur auf der Piazza Vittorio Emanuele in Udine.

werfern, Gewehren, Autos, Gasmasken, Bagage und Lebensmittelvorräten, die Cadorna für die geplante zwölfte Sonzooffensive aufgestapelt hatte.

Für die Kriegführung und wirtschaft-

liche Stärkung der Mittelmächte sind die obersten norditalienischen Provinzen von größter Bedeutung. Das reichgesegnete „Veneto“, im Norden durch mächtige Gebirge geschützt, ein Landstrich von mildem Klima, dessen Fruchtbarkeit durch zahlreiche Wasserläufe gehoben wird, ist eine der üppigsten Wein- und Kornkammern Italiens. Die Provinz Udine, dieser Riesenstapelplatz der italienischen Heeresmassen, birgt ungeheure Vorräte an Öl, Baumwolle und Mais. Hier und in der Provinz Belluno liegt eine Anzahl sehr ergiebiger Produktionszentren der italienischen Textilindustrie. Auch die dort vielfach heimische Seidenzucht verdient Erwähnung. Das ungemein starke Gefälle der Flüsse, die vom Steilabfall der Alpen in die Ebene hinabströmen, ermöglichte die Anlage zahlreicher elektrischer Kraftanlagen, die in den letzten Jahren vor dem Kriege der norditalienischen Industrie zu einem mächtigen Aufschwung verholfen haben und deren Verlust eine empfindliche Schwächung Italiens darstellt.

Die italienische Katastrophe hat ihr Opfer gefordert; der bisherige Oberbefehlshaber Cadorna ist durch General Diaz ersetzt worden. Cadorna wird nunmehr Italien auf dem neugeschaffenen „Obersten Entente-Kriegsrat“ vertreten, der zu Versailles tagen und nun endlich die „einheitliche Front“ und den Sieg bringen soll. Siebzehn Staaten sind aufgeboten, um hier so etwas wie einen Hindenburgischen Plan auszubrüten; die Hoffnungen ihrer Völker an dem Erfolg dieser so großspurig angekündigten neuen Einrichtung sind nur gering. Die Friedensfreunde mehren sich in England und Frankreich, und die Regierungen sinnen über Unterdrückungsmaßregeln nach, sogar das „freie England“ sieht sich zu scharfen Zensurmaßregeln gezwungen. Die

große Masse allerdings ist noch entfernt von friedensfreundlichen Erwägungen, der Räder der amerikanischen Hilfe hat seinen Zweck erreicht. Wie eine märchen-schöne Fata Morgana steht diese überseeische Kriegshilfe vor den Augen der im Innern verzweifelnden Feinde, ebenso verlockend wie trügerisch. Hat doch

sogar ein führen-des amerikanisches Fachblatt, die „New-yorker Armee- und Marinezeitung“, eingestehen müssen, daß die gesamte Truppenmacht der Vereinigten Staa-ten erst in vier Jah-ren auf westeuro-päischem Boden versammelt wer-den könnte. Nach der amtlichen Ankün-digung des Kriegs-ministers sollen die sechzehn größten

der beschlagnahm-ten deutschen Schiffe zum Truppentransport verwen-det werden, von denen jedes mindestens siebenund-dreißig Reisen von Amerika nach Europa und zurück machen mußte, um eine Armee von rund zwei Millio-nen Mann über den Ozean zu bringen. Dieses für unsere Gegner recht betrübliche Rechenexempel hat da-bei aber noch einen sehr wichtigen Minusposten außer acht gelassen — die Arbeit unserer U-Boote. Sie



Phot. Paul Zellmann, Kassel.

General v. Below,

der Führer der deutschen Truppen in Italien.

dürften an diesem Resultat sehr empfindliche Abstriche vornehmen, denn noch immer ist ein Mittel gegen diese „Pest“ nicht gefunden, wie das glänzende Oktoberergebnis des Unterseebootkrieges beweist: 674 000 Tonnen. Sie werden auch weiter ihre Arbeit tun und uns in Gemeinschaft mit dem todesmutigen Feldheer und unserem Verbündeten, der Zeit, den erstrebten Frieden bringen.



Mannigfaltiges

Der Luftdruck in der Umgebung fliegender Geschosse. — Selbst in der wissenschaftlichen Ballistik wurden lange Zeit die Wirkungen des Luftdruckes, hervorgerufen durch fliegende Geschosse, viel zu hoch bewertet, bis die übertriebenen Schätzungen durch die Meßversuche von L. Mach auf ihr richtiges Maß zurückgeführt wurden. Früher war vielfach die Ansicht verbreitet, daß der Luftdruck nahe vorbeifliegender Artilleriegeschosse einen Menschen töten könne; und Schiller erzählt in seiner Geschichte des Abfalls der Niederlande, wie ein Offizier bei der Belagerung von Antwerpen vom Luftdruck einer vorbeifliegenden Kanonenkugel zu Boden geworfen und getötet wurde, ohne daß eine äußerliche Spur einer Verletzung zu erkennen gewesen wäre. Nach den heutigen Kenntnissen erscheint diese Erklärung des Todes ausgeschlossen, und man wird — die Richtigkeit der Überlieferung vorausgesetzt — eher an einen Tod infolge plötzlichen Erschreckens zu denken haben. Schon vor einer Reihe von Jahren gelang es, selbst sehr schnell fliegende Geschosse durch Beleuchtung mit dem nur einen Moment dauernden Entladungsfunken einer Leidener Batterie, der durch das Geschöß selbst ausgelöst wird, zu photographieren und durch sehr rasche Funkenfolge — bis zu hunderttausend in der Sekunde — sogar kinematographische Aufnahmen herzustellen. Wenn das Geschöß im Vorbeifliegen die Dichte der Luft durch Zusammendrücken verändert, so muß sich dabei naturgemäß auch das Lichtbrechungsvermögen verändern, das heißt die Lichtstrahlen müssen aus ihrer geradlinigen Bahn etwas abgelenkt werden. Zur Feststellung derartiger Unterschiede im Lichtbrechungsvermögen — wie dies bei der Prüfung optischer Gläser auf Schlieren geschieht — bedienen sich die Physiker der Schlierenmethode von Topler, deren Versuchsanordnung aber dem Einbau in die Apparatur der elektrischen Momentphotographie anfänglich gewisse Schwierigkeiten entgegensetzte. Es gelang, außer dem Geschöß selbst auch die von ihm verursachten Luftwellen sichtbar zu machen, die große Ähnlichkeit mit der schneepflugartigen Bugwelle und dem Kielwasserstreifen eines Dampfers aufweisen. Und wie ein Kahn

von der Bugwelle eines vorbeifahrenden Dampfers mit einem Ruck erfaßt wird, so hört auch das Ohr beim Vorbeifliegen eines Infanteriegeschosses oder von Granaten aus Flachbahngeschützen einen scharfen Knall, der nicht mit dem Abschuß verwechselt werden darf und auch aus anderer Richtung zu kommen scheint. In dieser Kopfwelle des Geschosses ist die Verdichtung am größten. Der Luftdruck an der Spitze eines S-Geschosses beträgt bei hoher Fluggeschwindigkeit — neunhundert Meter in der Sekunde — 3,9 Atmosphären; in der Mitte des Geschosses dagegen, hart am Mantel gemessen, 0,9, fünf Millimeter vom Mantel entfernt 1,5 Atmosphären.

Diese geringen Beträge — auch bei Artilleriegeschossen erreichen sie keine beträchtliche Höhe — vermögen keine nennenswerten Wirkungen auszuüben. Beim sogenannten Luftstoßanzeiger läßt man durch den Kopfwellenstoß an zwei Stellen der Flugbahn leichte Metallblättchen von einem Kontakt abheben, so daß elektrische Ströme unterbrochen werden. Durch diese Unterbrechungen lassen sich auf einer rasch umlaufenden berußten Trommel Markierungen erzeugen, so daß man imstande ist, die Zeit zu bestimmen, die das Geschosß zum Durchlaufen des Abstandes der Kontakte brauchte. Diese Methode der Geschwindigkeitsmessung bietet die Gewähr für größere Genauigkeit, als wenn man den Strom durch Durchschießen der Leitungen unterbricht, weil das Geschosß in seinem Flug nicht behindert wird.

Prof. A. R.

Ein peinliches Bekenntnis. — Der 1758 geborene, in Paris 1828 gestorbene Franz Joseph Gall stellte ein Lehrgebäude auf, wonach die besonderen Geistesanlagen, Tugenden, Laster und alle sonstigen Fähigkeiten eines Menschen durch Untersuchung der Schädelbildung an einzelnen Merkmalen äußerlich zu erkennen seien. Diese angebliche Wissenschaft nannte er Phrenologie. Zu seiner Zeit war kaum ein Gesellschaftskreis frei von der eifrig betriebenen Schädelforschung, und es gab Tausende, die auch ohne Betasten der Köpfe ihrer Mitmenschen die verwegendsten Urteile über Charaktere fällten. Ein Wiener Aristokrat, der dieses Gesellschaftsspiel leidenschaftlich betrieb, stellte bei

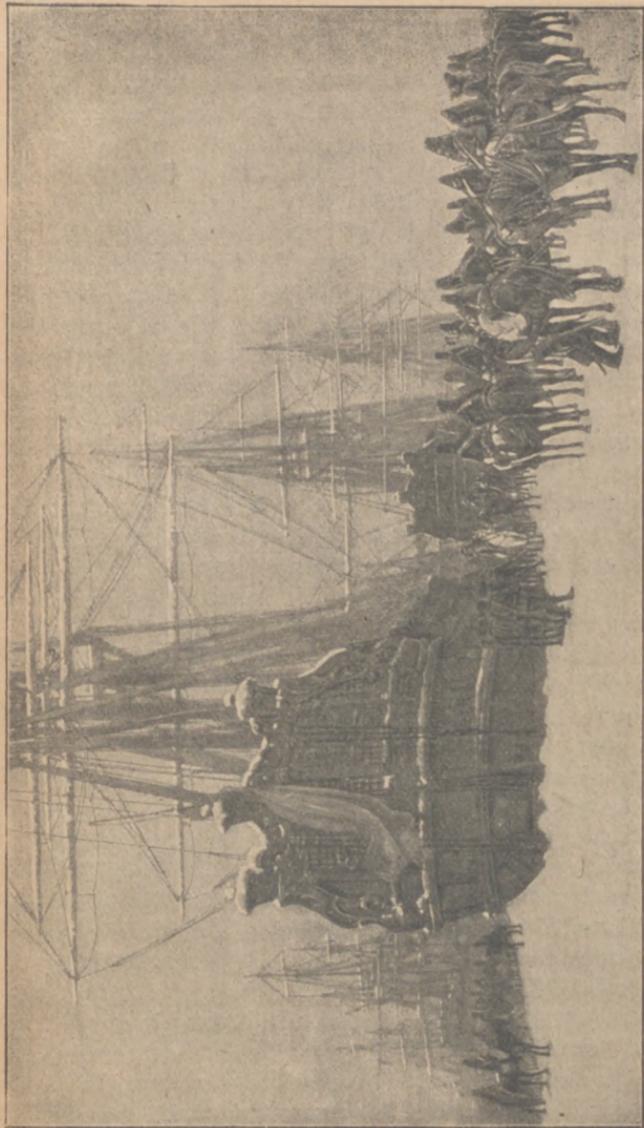
einem seiner Diener durch „strenge Forschung“ das hochentwickelte Organ der Anhänglichkeit, Treue und Keuschheit fest. Eines Tages wurde er indes höchst unangenehm aus seinen gelehrten Träumereien gerissen; die Polizei verhaftete seinen Musterdiener wegen — Kindsmords und schweren Einbruchdiebstahls. Der Diener war eine verkleidete Kdchin, die ihr Kind erwürgt und mehrere Dienstherrschaften, darunter auch den Phrenologen, bestohlen hatte.

Doktor Gall wurde in einem Pariser Irrenhaus, das er zu Studienzwecken besuchte, von einem Mann geführt, der selbst zu den Insassen der Anstalt gehörte. Da der Führer sich durchaus vernünftig benahm, befühlte Gall den Schädel seines Begleiters sorgfältig, und als er nichts Belastendes fand, fragte er: „Warum sind Sie im Irrenhaus? Ich finde an Ihrem Kopf keinerlei Merkmale des Irnsinns.“ Der Geisteskranke erwiderte mit feinem Lächeln: „An dem Kopf, den ich jetzt trage, mag allerdings nichts zu gewahren sein. Aber das ist ja auch gar nicht mein eigener Kopf. Man guillotinierte mich aus Versehen während der Revolution; als man es merkte, setzte man mir einen anderen Kopf auf, den man mir geschickt anheilte. Mein richtiger Kopf wurde leider begraben.“ E. Grol.

„**Bayrischer Knödelfresser**“. — Nicht selten nannte man im Scherz die Bayern Knödelfresser, wie man die Schwaben wegen ihres Leibgerichts „Knöpfleschwaben“ getauft hat. Und doch ist die Nationalspeise der Bayern nicht im Lande erdacht worden, sie kam mit den römischen Kolonisten über die Alpen. Die lateinisch „globuli“ genannte Speise war schon bei den Ackerbauern der ältesten Römerzeit sehr beliebt, und verschiedene alte Schriftsteller haben darüber berichtet. Die älteste Art der Zubereitung findet sich in den Aufzeichnungen des Cato, der folgende Angaben macht: „Mische Käse mit Spelt (Dinkelweizen). Davon mache Klöße, soviel du willst. Tue Fett in einen heißen Topf; koche je einen oder zwei und wende sie mit zwei Kochlöffeln häufig um. Wenn sie fertig sind, nimm sie heraus, bestreiche sie mit Honig und streue Mohn darauf.“ Im Lauf der Jahrhunderte wurden die verschiedenartigsten Herstellungsweisen erdacht und die Herkunft der „globuli“ vergessen. Ma. Sc.

Unfreiwillige Charakteristik. — Lange Jahre vor dem Kriege berichtete ein Deutscher, der als Lehrer nach Tokio berufen worden war, über seine dortigen schlißhäugigen Kollegen, deren Stammesgenossen um ihrer veräußerlichten Zivilisationsanstrengungen willen bei uns völlig ungerechtfertigt als „Kultur-voll“ bewundert wurden — wie alles, was „weit her“ ist. Der deutsche Schulmann schrieb: „Neulich kamen gegen Abend fünf japanische Lehrer zu mir, um sich mein Haus anzusehen. Ich setzte ihnen Tee vor und gab ihnen zu rauchen. Um sie zu unterhalten, schlug ich meinen Gästen vor, ihnen ein Gedicht von Schiller vorzulesen; sie verstanden alle Deutsch und kannten viele der Werke unserer Klassiker. Sie erklärten sich mit meiner Absicht einverstanden, und ich wählte den ‚Taucher‘. Sie hörten sehr aufmerksam zu; als ich aber mit den tragischen Schlußworten ‚Den Jüngling bringt keines wieder‘ endete, fingen sie alle an, hellauf zu lachen. Auf meine erstaunte Bemerkung, daß ich nicht begreifen könne, was sie lächerlich fänden, erwiderte einer der Japaner: ‚Warum war der Mensch auch so dumm, das zweite Mal hineinzu springen!‘ Auch die übrigen waren der gleichen Meinung. Diese Auffassung entspricht durchaus der nüchtern-realistischen, praktischen Denkweise der Japaner.“ Das Verhalten der „gelben Affen“, wie man in England den jetzigen Bundesgenossen vor dem Weltkrieg verächtlich nannte, ist ein Beweis für die berechnenden „Engländer des Ostens“, die sich ihren Meistern in London ebenbürtig an verständiger Berechnung zeigten. Sie waren „nicht so dumm“, das erste Mal für England die Kastanien aus dem europäischen Brand zu holen; zum zweitenmal werden sie es noch viel weniger tun. D. Sm.

Ein französischer Husarenstreich gegen die holländische Flotte. — Holländer, die auch nur einigermaßen in ihrer Landesgeschichte bewandert sind, brauchen nicht lange in ihren Erinnerungen zu suchen, um feststellen zu können, daß einerseits das „perfide Albion“ und andererseits das ewig raubsüchtige Frankreich die schlimmsten Feinde gewesen sind. Der Ausruf „Holland in Not!“ brach im Jahre 1672 aus, als Ludwig XIV. der politisch



Schiffen der französischen Republik bemächtigen sich der vom Eise eingeschlossenen holländischen Flotte
im Jahre 1795.

ohnmächtigen Republik den Krieg erklärte. Man wurde über Frankreich in erbitterten Kämpfen Herr und stand durch „Koalition“ mit England nach dem Riswiker Frieden von 1697 für den ersten Augenblick gekräftigt da. In Wirklichkeit aber hatte Holland, nach einem späteren Ausdruck Friedrichs des Großen, die Rolle einer an das englische Linienschiff angehängten Schaluppe gespielt. Durch das Bündnis mit den berechnenden Briten wurde Holland lediglich zur „Festungsbarriere“ an der österreichisch-französischen Grenze in Belgien. Die Lebensbedingungen des Staates blieben an die demütige Freundschaft mit Englands immer überlegener gewordener Seemacht gebunden. Als Nordamerika sich von England zu befreien suchte und man in Holland zur späten Erkenntnis gelangte, daß man durch die Staatsmänner überm Kanal übervorteilt und mißbraucht worden war, brach endlich die seit langer Zeit ohnmächtig angesammelte Entrüstung über die britische Selbstsucht aus, und die perfide Brutalität, womit England im einzelnen auf den Meeren und in den indischen Besitzungen verfuhr, entfachte die Empörung; im Jahre 1780 kam es zum Kriege. Damals, kurz vor dem Beginn des Krieges, wurde in einer holländischen Denkschrift das berühmte Wort gesprochen: die „Dummheit der anderen Völker“ sei es gewesen, „durch deren Erhaltung und Ausbeutung England zu seiner Macht“ gelangen konnte. Klug aber war man noch nicht geworden; die alten Sünden des ewigen Pendelns zwischen Frankreich und England rächten sich. In diesen Wirrnissen ging die Geschichte der Generalstaaten zu Ende. Am 1. Februar 1793 setzte die eroberungslustige Partei der Jakobiner den Krieg gegen England und Holland durch. Schon zwei Jahre später erklärten die französischen Machthaber das Land zu einer „Filiatrepublik“. Napoleon behauptete hochfahrend, die einstigen Generalstaaten seien nichts als eine „Anschwemmung französischer Flüsse“. Er gab das Land, ohne zu fragen, seinem Bruder als Königtum und verleibte es 1810 dem Kaiserreiche ein. Das geschah mit offenkundiger Spitze gegen England, welches hinter allen Koalitionen gegen ihn stand und ihn nie zum Frieden kommen ließ. Wie heute Belgien, mußte damals nach eng-

lischer Meinung Holland der Brückenkopf Albions auf dem Festlande sein.

In den Kämpfen gegen die französische Republik verlor Holland einen großen Theil seiner Flotte auf eine in der Geschichte unerhörte Weise. Dem General Charles Vichereu, der schon vorher Erfolge errungen hatte, kam ein Naturereignis zu Hilfe. Außergewöhnlich strenge Decemberkälte von 1794 bis zum Januar des neuen Jahres bedeckte alle Gewässer, Flüsse, Seen und Kanäle mit einer starken Eisdecke. Die feindliche Nordarmee rückte entschieden im Lande vor. Um Weihnachten konnte Vichereu seine Mannschaften über die Eisfläche des Waals bringen. Die holländischen Truppen lösten sich auf, und wie es sich auf sinkenden Schiffen gebührt, zogen die Überreste des englischen Heeres ab und überließen die Generalstaaten ihrem Schicksal. Vichereu nahm am 17. Januar Utrecht und zwei Tage darauf auch Amsterdam ein. Von hier aus schickte er einige Husareneskadronen nach Texel an der Nordspitze Hollands. Dort lag — im Eise eingefroren — ein holländisches Geschwader. Das kriegsgeschichtlich seltene Ereignis vollzog sich rasch. Die Husaren rückten bei Nacht auf dem Eise bis zu den Schiffen vor, umzingelten die Ahnungslosen, und ohne Widerstand ergaben die Kapitäne sich den Husaren. Ein „Heldenstück“, wie man damals in ganz Frankreich sagte, war diese „Eroberung“ der feindlichen Flotte allerdings nicht gewesen.

Am 16. Mai 1795 wurden die Niederlande als „batavische Republik“ proklamiert. Der mit seiner Familie nach England entflohene Erbstatthalter Hollands, Wilhelm V., konnte dort über die Geschichte seiner Staaten und britische Freundschaft nachdenkliche Betrachtungen anstellen. Er. Eckholt.

Nord und Totschlag nach Regeln. — Um 1664 einen Ringkampf lebendig zu überstehen, mußten beide Kämpfer wahre Roßnaturen haben. Ein Pagenhofmeister, Johann Georg Paschen, ließ Anno 1664 eine Art Lehrbuch der Ringkunst drucken; der Titel dieses mit vielen Kupfern geschmückten Werkes lautete: „Vollständiges Ring-Buch, darinnen angewiesen wird, wie man Adversarium“ — zu deutsch Gegner — „recht an-

greiffen, sich loß machen, Schläge wohl pariren, unterschiedliche Lectiones und die contra Lectiones darauf machen soll.“

Wer diese Prozeduren überstand und heil blieb, durfte von Glück sagen, denn es ging damals um Leben und Tod, wenn die Sitte, nach Paschens Anleitung zu ringen, allgemein war. Ein paar Proben mögen die Wahrheit dieser Behauptung erhärten: „Haue mit der Schneide der flachen Hand auf Adversarii Nase, also auch auf das Maul oder Gurgel.“ . . . „Greiff mit der rechten oder linken Hand nach seinem Kragen oder Gurgel und stoße wacker.“ . . . „Ziehe Adversarium oben mit der rechten Hand bei seinen Haaren zurück und schlage mit geballter Faust von unten ans Kinn.“ . . . „Stoße ihn mit dem Knie ins Gesicht.“ . . . „Wenn dich Adversarius mit beiden Händen an deinen Armen faßt, so fasse ihm inwendig mit deinen Händen in seine Arme und gib ihm eine Ohrfeige mit einer Hand nach der andern.“ . . . „Parire Adversarii Griff oder Schläge, so er mit der rechten Hand thut, mit deinem linken Arm, tritt ein und stoße ihn mit deinem rechten Ellenbogen in's Gesicht oder in die Rippen.“ Aber auch in die Augen soll man „mit zwey Fingern stoßen“. Doch Georg Paschen weiß noch bessere Kniffe: „Wann dich Adversarius umfasset hat, so fahre Adversario mit denen Daumen zwischen seine Zähne und Backen in den Rachen und reiß ihm das Maul auf.“ Prächtigt ist der Rat: „Fasse ihn hinten an den Hosensack, daß er fest auf den Kopf stürzt.“ Leider vergaß der gewiß tüchtige Lehrmeister der edlen Ringkunst, ärztliche Winke zu geben. Denn nach der Befolgung solcher Vorschriften war der Chirurg wohl dringend nötig. M. Voll.

Ein Gedenktag der deutschen Stenographie. — Am 4. Dezember 1917 waren hundert Jahre verflossen, daß Leopold A. F. Arends, der Begründer der Arends-Stenographie, in Rakvischi, im russischen Gouvernement Rowno, das Licht der Welt erblickte. Er entstammte einer Gärtnerfamilie, sowohl sein Vater als auch sein Stiefvater standen als Obergärtner in adligen Diensten. Arends besuchte das Gymnasium in Riga, studierte in Dorpat Naturwissenschaften und wurde 1841 Hauslehrer bei dem Baron v. Zöckel auf Rosenhof in Kurland. Drei Jahre

später übersiedelte er nach Berlin. Seine private wissenschaftliche und schriftstellerische Tätigkeit wurde eine Zeitlang durch seine Teilnahme am Kampfe der Schleswig-Holsteiner gegen die Dänen unterbrochen. Bereits im Jahre 1834 hatte Arends sich nach Erlernung der Gabelsbergerschen Stenographie in Riga dem Studium der Kurzschrift zugewandt, als dessen Frucht Ende der vierziger Jahre sein eigenes System entstand, das er 1850 veröffentlichte. Er lehrte dasselbe in Berlin, Hamburg, Hannover und Karlsruhe. Zehn Jahre später erschien ein etwas veränderter Leitfaden seiner Kurzschrift, die als Hauptunterschied von anderen eine Vokalschreibung besitzt. Arends ist der Hauptbegründer der vokalschreibenden Systeme. Seine Stenographie ist auf die schwedische, dänische, ungarische, holländische, spanische, portugiesische, französische, englische, italienische und russische Sprache übertragen worden; sie hat namentlich in Schweden Verbreitung gefunden, in dessen Reichstag amtliche Arends-Stenographen tätig sind. Am 22. Dezember 1882 starb Arends in Berlin.

G. Fu.

Siegeslorbeeren auf Vorschuß. — Als der Krieg 1914 ausbrach, waren in Frankreich schon Postwertzeichen und Schulbücher für das befreite „Elsaß“ gedruckt worden; phantasievoll entworfene Karten über das aufgeteilte Deutschland gab es an der Seine schon einige Jahre früher. Wie der erste Kriegsruf überm Rhein selbstverständlich „Nach Berlin!“ lautet, wenn sich dann auch der Weg ein wenig in die Länge zieht, so nahm man in Frankreich gerne, leicht entflammt von naturnotwendig folgenden Heldentaten, auch die Bestätigung des Sieges vorweg. Der französische Präfekt von Koblenz ließ 1812, ehe der russische Feldzug zu Ende war, vor der St. Kastorkirche im voraus einen Denkstein setzen, dessen Inschrift die „Unterwerfung Rußlands“ in kühnen Worten verkündigte. Als Napoleon seinen Landungsversuch in England unternahm, fühlte er sich über den glücklichen Ausgang des großen Planes gleichfalls sicher. Er ließ in Paris schon vor dem Angriff eine Denkmünze schlagen, die auf der Vorderseite sein Bildnis und rückwärts einen Herakles trägt, der den Riesen Antäus erwürgt. Darüber stehen die

Worte: „Decente en Angleterre“ (Landung in England); darunter: „Frappé à Londres“ (Geprägt zu London). Das wäre obendrein eine der nicht seltenen Lügen des Korsen gewesen, wenn die Münze jemals mit ihm zugleich in London aufgetaucht wäre. Als kostbare Seltenheit für Sammler galt nach 1870



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin.

Italienischer Ehrendegen für einen
siegreichen General.

eine ebenfalls schon vorschufweise in der Pariser Staatsprägestanstalt hergestellte silberne Denkmünze in der Größe eines Fünfrankenstückes. Auf der Vorderseite zeigte dieses Stück den lorbeerbeschnittenen Kopf des Kaisers mit der Umschrift: „Napoleon III. Imperator.“ Die Rehrseite der Medaille trug die Worte: „Finis Germaniae 1870“ — Deutschlands Ende. Nach den fortgesetzten Misserfolgen der französischen Waffen bemühte sich die Regierung, dieses Dokument gal-

tischer vorzeigiger Über-

hebung wieder aus dem Verkehr zu bringen. Im Jahre 1887 tauchte ein Stück davon bei einem Leipziger Münzenhändler auf, von dem es ein Engländer zu hohem Preise erwarb. Auch Italien, die „Schwester Frankreichs“, gesellte sich nun würdig in den Kreis. Vor dem Zusammenbruch seiner Armeen am Isonzo wurde einem siegreichen General ein Ehrendegen gewidmet, auf dessen Stichblatt ein Krieger den österreichischen

Doppeladler — erwürgt. Im Volksmund heißt es: den Totgesagten sei ein langes Leben beschieden.

Seit 1914 scheint es, als ob die Rollen vertauscht wären, die Herakles und Antäus auf der vorwiegend geprägten Denkmünze spielen, deren Stempel Napoleon I. vernichten ließ. Frankreich ist heute Antäus, der in den Armen seines britischen Verbündeten verblutet, der ihn höchst gentlemanlike fallen lassen wird, wenn der letzte Blutstropfen erfolglos im Sande versickert ist.

M. Bar.

England gegen Frankreich. — Geschäftstüchtige Leute waren die Briten schon von jeher. Als ihnen Napoleon I. immer bedrohlicher näher rückte, versuchten sie auf dem Festland alle Mittel, um die Kämpfe dorthin zu verschieben. Sogar Taschentücher, die sie in großen Massen in Deutschland absetzten, mußten als Agitationsmittel gegen den Verhängnis der Kontinental Sperre dienen; im Jahre 1812 tauchten diese gelb und rot bedruckten Kattuntücher überall bei uns auf. In den vier Ecken der Tücher waren die Bildnisse von Opfern Napoleonischer Tyrannei dargestellt: Ferdinand v. Schill, Andreas Hofer, F. S. Christophe und Friesen. Die Mitte zeigte ein Zukunftsbild: Schweden, Rußland und Deutschland hauen auf Napoleon ein. Die ins Deutsche übersetzten Unterschriften lauten wörtlich: „Bonaparte in Egypten bekennd sich einem Mohammedaner tritt die Bibel mit Füßen. — „Bonaparte nach falschem Verhör ordinirt den Herzog d'Enghien erschossen zu werden.“ Ob England dieses „patriotische“ Geschäft nach dem Kriege vielleicht in erneuerter Form wieder aufnimmt?

H. Cru.

Weihnachten in alter Zeit. — Was man im sechzehnten Jahrhundert den Kindern zu Weihnachten schenkte, erfahren wir aus der Festpredigt des Pastors Thomas Vinita, die er in Wolfenstein in Sachsen gehalten und im Jahre 1572 zu Wittenberg drucken ließ. Er sagt: „Die Kinderlein finden in iren Bündlein gemeiniglich fünfferley dinge. Erstlich güldige, als Gelt, viel oder wenig, nachdem der Haus-Christ vermag und reich ist, doch lassen sich auch die armen Kinderlein an einem Pfennige oder Heller in Apffel gesteckt, genügen, und sind guter

Dinge darüber. Darnach finden sie auch geniesliche Dinge, als Christstollen, Zucker, Pfefferkuchen, und aus diesen mancherley Confect, und Wilde, darneben Aepffel, Birnen, Nüß, und gar mancherley gattung alleley bestes. Zum dritten finden sie ergeßliche und zu freuden gehörige Dinge, als Puppen, mancherley Kinderwerk. Zum vierden finden sie nöthige, und zur bekleidung und zier des lebens diensfliche dinge, gar mancherley und hübsche Kleiderlein, vom gutem gezeug, mit seiden, gold und silber, und reinlicher Arbeit gefertigt. Zum letzten finden sie auch was zu lere, gehorsam, zucht und disciplin gehöret, als Abtefflein, Bibeln, und schöne Bücherlein, Schreib und Federzeuge, Papir und die angebundene Christrutte.“ P. S.

Die ältesten gedruckten Neujahrswünsche. — Schon vor der Erfindung der Buchdruckerkunst war es üblich, Zeichnungen auf Holzstöcke zu übertragen, zu schneiden und Abzüge davon zu machen, die meist nur schwarz gedruckt wurden. Die Drucke erhielten aber auch nicht selten eine Belebung durch nachträgliche Handbemalung in wenigen Farben. Der Brauch, sich zum Beginn eines Jahres mit gedruckten Neujahrblättern zu beglückwünschen, hat ein sehr hohes Alter. Schon vor einem halben Jahrtausend — sicher in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts — wurden in Deutschland gedruckte Neujahrswünsche hergestellt. Wie auf den beiden Abbildungen findet sich fast immer das Christkind dargestellt; häufig sitzt es auf einer gemusterten Decke oder einem Kissen, von sinnbildlichen Gestaltungen und Schriftbändern umgeben, deren einzelne Worte sich zu einem Spruch fügen. Auf dem Blatt der ersten Abbildung liebkost das Christkind einen Vogel, den es zärtlich ans Herz gedrückt hält; es ist der glückverkündende Kuckuck. Zu den Füßen des künftigen Erlösers sitzen Hasen in sicherem Frieden. Geiler von Kaisersberg verglich das Leben des Christen mit dem beständig verfolgten Hasen. Auf der Weltkugel ist die am Kreuz geslagte Siegesfahne der Erlösung aufgerichtet. Auf dem Band, das der Vogel rechts im Schnabel hält, steht: „Sil god jar“ — Viele gute Jahre — auf dem des Vogels links: „vñ e lage lebin“ — und ein langes Leben. Auf dem Deckel des

Kästchens, auf dem einer der Vögel sitzt, ist das Monogramm Christi angebracht; das Innere des Behälters ist mit weiteren



Neujahresglückwunsch vom Jahre 1470.

Neujahresglückwünschen angefüllt. Das um 1470 entstandene Blatt ist niederrheinischer Herkunft.

Manchmal wurde auch das Lamm Gottes mit der Siegesfahne dargestellt, und in gotischen Lettern — wie in einem Falle — war zu lesen: „Die Ewig Säligkeit Sey Euch Allen Bereit.“ Auch ein auf den Wogen sicher gleitendes Schiff mit windgeblähten Se-



Neujahrsglückwunsch aus dem
fünfzehnten Jahrhundert.

Abbildung, oder kurz: „Ein gut neu Jahr.“ Mit den alten Worten unseres hübschen ersten Blättchens rufen wir unseren Lesern zu: „Viele gute Jahre und ein langes Leben!“ Die Neujahrskarten des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts sind meist kirchlicher Herkunft. Im neunzehnten Jahrhundert waren Glückwunschkarten der Postillione und Schornsteinfeger üblich. H. Crusius.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Stephan Steinlein in Stuttgart,
in Oesterreich-Ungarn verantwortl. Robert Mohr in Wien.

Zuckerkrankte

erhalten Gratis-Broschüre über diätlose Kur (nach Dr. med. Stein-Callenfels). W. Richartz, Cöln 31, Georgsplatz 2b.



Bei Schwerhörigkeit, Ohrgeräuschen

verlangen Sie Beschreibung über den Gebrauch von **Gehör-Patronen**. Aeußerst bequem zu tragen. Im Gebrauch unsichtbar. Aerztlich empfohlen. Zahlreiche Anerkennungen.

Hans Sieger, Bonn a. Rh.



Solche Nasenfehler

und ähnliche können Sie mit dem orthopädischen Nasenformer „Zello“ verbessern. Modell 20 übertrifft an Vollkommenheit alles, — ist soeben erschienen. Besondere Vorzüge: Doppelte Leder-schwammpolsterung, schmiegt sich daher dem anatomischen Bau der Nase genau an, so daß die beeinträchtigten Nasenknorpel in kurzer Zeit normal geformt sind. (Angenehmes Tragen.) 7fache Verstellbarkeit, daher für alle Nasenfehler geeignet (Knochenfehler nicht). Einfachste Handhabung. Ill. Beschreibung umsonst.

Bisher 100 000 „Zello“ versandt. Preis M. 5.—, M. 7.— und M. 10.— und 10% Teuerungs-Aufschlag mit Anleitung und ärztlichem Rat. Spezialist L.-M. Baginski, Berlin W. 153, Winterfeldstr. 34.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Sieben freigegeben!

Die Geschichte des Weltkrieges.

Militärisch, politisch und wirtschaftlich dargestellt von Dr. A. Wirth.

Erster Band: Bis zum Eingreifen Italiens.

Mit 147 Abb. auf 64 Tafeln und 2 Karten des westlichen und östlichen Kriegsschauplatzes.

Gesheftet 10 Mark 50 Pf., gebunden 13 Mark 50 Pf.

Diese Geschichte des Weltkrieges ist nicht nur eine Aneinanderreihung von Geschehnissen, die Albrecht Wirth scharf beobachtend auf Grund verlässlicher Unterlagen zu einem übersichtlichen Ganzen verband. Die Eigenart dieser Kriegsgeschichte liegt in der Verschmelzung des Politischen, Völkerkundlichen und Volkswirtschaftlichen, in der Felerleuchtung der Ursachen und Ziele, in der Einfügung von folgerichtig sich ergebenden Ausblicken in die Zukunft mit dem Gang der Ereignisse, wie sie nur ein hervorragender Geschichts- und Völkerkennner wie Albrecht Wirth so geistvoll und fesselnd zu geben vermag. Es ist eine Geschichte des Kriegs für die politisch Reissen und Gebildeten, der schon wegen ihres Verfassers besondere Beachtung zukommt. Die bildlichen Darstellungen enthalten durchweg neues und hochinteressantes Material. Der zweite Band befindet sich in Vorbereitung.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Kunstblätter als Wandschmuck.

Alle Freunde eines schönen und gediegenen Wandschmucks machen wir auf die außerordentlich preiswerten Kunstblätter unseres Verlags, besonders auch auf die neuen, hervorragend guten Vielfarben-Dicht- und Kunstdrucke aufmerksam.

	Papiergröße	Markt
In der Heimat. Von F. Veete	70:57 cm	3.—
Dabei! — und Friede! Von F. Veete	70:57	„ 3.—
Rückkehr ins Heimatdorf. Von W. Claudius	70:55	„ 4.—
Der wiedergeschenkte Sohn. Von H. Eichstädt	70:57	„ 4.—
Wiedervereint. Von H. Eichstädt	70:57	„ 4.—

Die ansprechenden Darstellungen dieser Blätter geben dem starken Empfinden vieler Tausender künstlerisch abgeklärten Ausdruck.

Ein vollständiges Verzeichnis mit verkleinerten Abbildungen unserer sämtlichen Kunstblätter stellen wir gerne kostenlos zur Verfügung und bitten dasselbe zu verlangen.



W. Claudius.

Rückkehr ins Heimatdorf.

Bestellungen nehmen alle Buch- und Zeitvertriebshandlungen entgegen.



Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Kunstblätter als Wandschmuck.

	Ölfarwendruckbilder:	Papiergröße	Mark
In einem kühlen Grunde	55:43	cm	1.—
Tage der Rosen	81:57	"	1.50
Am Bergsee	84:60	"	1.50
Herzensklänge	60:49	"	1.50
Schön Rohtraut	80:62	"	1.50
Die Waldfee	80:62	"	1.50
Maria Stuarts letzte Begegnung mit der Königin Elisabeth	87:63	"	1.50
Savoyardenmädchen	46:67 ^{1/2}	"	1.50
Othello vor dem Dogen	78:56	"	1.50
Othello erzählt seine Abenteuer	78:56	"	1.50
Ihr Namenstag	61:79 ^{1/2}	"	1.50
Im Bann der Poesie	80:62	"	1.50

Kupfer- und Stahlstiche:

Junges Volk am See	59:71	"	1.50
Auerbachs Keller	71:59	"	1.50
Aufbruch zur Jagd	59:71	"	1.50
Das Tischgebet	71:59	"	1.50
Die Heimkehr des Landwehrmanns	71:59	"	1.50
Vater Unser! Gesteinogravüre	57:72	"	3.—



F. Leese.

In der Heimat.

Bestellungen nehmen alle Buch- und Zeitschriftenhandlungen entgegen.

Biblioteka Główna UMK



300020176224

